UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00575973 3

PT
1365
F2Z86

Louise von François.

Louise von François

Die Stufenjahre der Dichterin

Zur Erinnerung

an die

100. Wiederkehr ihres Geburtstages

am 27. Juni 1917

von

Professor Ernst Schroeter.

Mit 11 Abbildungen

W III 16 Doell

Weißenfels a. S.
Verlag von Max Lehmstedts Buchhandlung.
1917.

PT
1865
F2Z86

LIBRARY
DEC 16 1975

A953:900

Inhalt.

Einleitung . . . . . 1—2

Die Vorfahren.

Die von François . . . . . 3—8
Die Hohls . . . . . 8—10
Die Eltern . . . . . 11—14

Die Stufenjahre der Dichterin.

Die glückliche Kindheit.
Der Stiefvater Herbst . . . . . 15—17
In Weißenfels (Heimat und Schule) . . . . . 17—19
Einfluß der Freunde und Erlebnisse . . . . . 19—23
Jugend- und Brautzeit . . . . . 23—28
Entsagen und Suchen . . . . . 28—35
Die Zeit des dichterischen Schaffens . . . . . 36—53
Der stille Abendfrieden . . . . . 53—59

Literatur . . . . . 61—63

Einleitung.

„Eine Dichterin von Gottes Gnaden" nannte Gustav Freytag Louise von François in der Besprechung ihres Romans „Die letzte Reckenburgerin" und begründete damit ihren Ruhm. Aber eine Modeschriftstellerin wie so manche andere ihrer Zeit, ist sie nicht geworden, auch geizte sie nicht danach, da sie dem verflachten Zeitgeschmack hätte Opfer bringen müssen. So blieb der Kreis der Verehrer ihrer eigenartigen, reizvollen Muse nur klein, und leider hatten die nicht so ganz Unrecht, die nach ihrem Tode meinten, Louise von Francois sei in deutschen Landen fast vergessen.

Aber das Echte, Edle, Schöne kann nicht verloren gehen. Seit jenen Tagen hat sich manches gewandelt, auch der Geschmack. In Almanachen, Zeitschriften, Einzelschriften, Einleitungen zu einzelnen ihrer Werke wurde ihre Dichtkunst gewürdigt, keine der in der letzten Zeit zahlreich erschienenen Literaturgeschichten unterläßt es, ihrer lobend zu gedenken, ein kurzes Lebensbild zu entwerfen und auf einen der Romane, besonders „Die Reckenburgerin" einzugehen. So sind ihre Lebensschicksale in der Hauptsache auch weiteren Kreisen bekannt geworden und haben nicht allein bei der gefühlvollen weiblichen Jugend Teilnahme erweckt.

Aber man weiß nicht nur von ihr, man lobt sie nicht nur, an ihr erfüllt sich auch die Lessingsche Forderung, daß sie fleißiger gelesen wird, mehr als zu ihren Lebzeiten.

Daß sich die kleine Françoisgemeinde so vergrößert hat, verdankt man hauptsächlich dem Inselverlage, der vor einer Reihe von Jahren das Verlagsrecht der meisten ihrer Romane und Novellen erworben und in seiner Romanbibliothek zunächst die beiden Romane „Die letzte Reckenburgerin" und „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" herausgegeben und in 20 000 und 10 000 Exemplaren verbreitet hat. In demselben Verlage erscheint zur Feier des 100. Geburtstages der Dichterin eine Auswahl ihrer Werke, die außer den beiden genannten Romanen auch die „Stufenjahre eines Glücklichen" und einen Band „Meisternovellen" umfassen wird, das schönste Geburtstagsgeschenk für die Manen der Dichterin.

Außerdem ist die gediegene Novelle „Die goldene Hochzeit" gleichfalls vom Inselverlage in etwa 10 000 Exemplaren verbreitet, während die historische Erzählung „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier", die vor den Toren von Weißenfels spielt und den echten

Preußengeist der François atmet, in den „Wiesbadener Volksbüchern“ sogar die Höhe von 80 000 Exemplaren erklommen hat.

Diese Erzählung, sowie die im Teubnerschen Verlage erschienene „Formalität“ sind sogar zur Schullektüre geworden und haben damit doch wohl die Klassizität der Dichterin dargetan.

In Weißenfels, der Heimat, die so oft von ihr verherrlicht wurde, hat man die Dichterin ebenfalls nicht vergessen. Neben Novalis und Müllner wird sie hier mit Stolz genannt, verehrt und — gelesen.

Auch ein Denkstein wäre an ihrem 100. Geburtstage errichtet worden, wenn sie nicht selbst die ablehnende Antwort gegeben hätte durch Fräulein Muthchens Mund, in der sie sich selbst gezeichnet hat:

Als der befreundete Pfarrer ihrer Gemeinde diese in den Tagen von Groß-Görschen um ein Scherflein für die Mission bittet, schlägt sie es rund ab, da sie kein Geld habe. „Keines für diesen Zweck. Jetzt nicht, vielleicht später. — Ich bin reich, aber zu arm für unsere Not. Das Nächste voran bei allem Tun, auch beim Wohltun.“

Das Wort gilt in der Zeit des Weltkrieges, wo so viele Opfer gebracht werden müssen, auch für eine Sache, für die alle Kreise der Bevölkerung gern beisteuern möchten, auch für ein François-Denkmal.

Dazu hat das Museum schon eine Verehrungsstätte für die Dichterin geschaffen. Zu den bisher gesammelten Bildern und Briefen hat es durch hochherzige Stiftung kürzlich den größten Teil des literarischen Nachlasses, fast alle Erstausgaben, die Briefe der Tarnow und anderer bedeutender Persönlichkeiten an die Dichterin erwerben können. So ist ein Grundstock gelegt, auf dem die Sammlung der Françoisreliquien weiterbauen kann.

Ein Beitrag zur Festfeier soll auch das folgende kurze Lebensbild sein. Es geht in seinen Grundzügen auf einen im Weißenfelser Verein für Natur- und Altertumskunde gehaltenen Vortrag zurück und erhebt nicht den Anspruch, eine abschließende Biographie zu geben. Es sucht die bisher bekannten Nachrichten zu vereinigen und, wo nötig, zu berichtigen, durch Benutzung des Nachlasses, besonders des handschriftlichen Materials, zu erweitern und durch Heranziehen der Werke zu vertiefen.

Vor allem aber soll gezeigt werden, wie Louise von François durch Anlage, Erziehung und Schicksal zur Dichterin geworden ist, und wie auch sie in Entsagung, Arbeit und Pflichterfüllung den wahren Sinn des Lebens erfüllt und somit trotz aller Not des Lebens die „Stufenjahre einer Glücklichen“ durchlaufen hat.

Die Vorfahren.

Die von François.

„Glaube und Heimat“ können wir die Geschichte der Vorfahren unserer heimischen Dichterin Marie Louise von François überschreiben, denn sie stammt väterlicherseits von einem alten Hugenottengeschlecht, das bei der Verfolgung der Reformierten in Frankreich noch vor der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) lieber auf die schöne Heimat und den gesicherten reichen Besitz verzichtete, als daß es seinem Glauben untreu geworden wäre.

Wie bei vielen seiner Landsleute und Standesgenossen einte sich in diesem Geschlecht Bekennertreue mit unerschrockenem Mute und Unternehmungsgeiste, die weder vor Gefahren noch vor Entbehrungen zurückschreckten; als unverlierbares Erbgut und charakteristischen Familienzug finden sich diese hohen Tugenden nicht selten auch bei den späteren Mitgliedern der Familie bis in unsere Zeit.

Von der ältesten Geschichte ihres Geschlechts hatte die Dichterin selbst nur wenig genaue Kunde; nicht völlig verbürgt erschien auch ihr die Teilnahme der Vorfahren an den Kreuzzügen, wonach sie nach einer alten Sage den Beinamen de la Sainte Terre erhalten hätten. Man aber merkt ihr doch die Freude an dieser stolzen Überlieferung ihrer Familie an, wenn sie in „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen“ das französische Geschlecht, für das ihr eigenes als Vorbild dient, ebenfalls in den Kreuzzügen sich auszeichnen läßt und ihm den ähnlichen Namen der Chevaliers de Saint Roc beilegt.

Genealogische Forschungen späterer Familienglieder haben sicherere Ergebnisse an den Tag gebracht. Danach erscheint uns das Geschlecht schon im 14. Jahrhundert urkundlich bezeugt als eine angesessene und reich begüterte Familie der Landschaft Bugey, östlich von La Bresse in der Provence, wo es den Herzögen von Savoyen in ihren Kämpfen in ritterlicher Tapferkeit treu zur Seite gestanden hat. Der deutsche Zweig derer von François aber stammt aus der Normandie, wo ihr Stammvater Etienne le oder de François in der Nähe von Rouen ansässig gewesen ist. Schon vor 1680 war er um des Glaubens willen im besten Mannesalter mit seiner Familie nach Brandenburg ausgewandert.

Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst wußte, welchen Gewinn seine Staaten davon hatten, wenn er den Vertriebenen Tür und Tor öffnete und die Wege in der neuen Heimat ebnete: hatten doch auch schon in früheren Jahrhunderten eingewanderte Rhein- und Flamländer dem Staate materielle und geistige Kräfte zugeführt.

Die Refugiés besaßen größere geistige Regsamkeit, — das Berliner Wesen samt dem Berliner Witz leitet seinen Ursprung außer von den genannten Rheinländern auch von ihnen ab; so ist der Hugenottensprößling Fontane der Verkünder des echten Berlinertums geworden — dazu brachten sie industrielle Kenntnisse und Geschicklichkeit mit, und im Heere bewiesen sie ihre alterprobte Tapferkeit. Daß endlich sowohl unter den alten Refugiés wie unter den späteren Emigranten der Revolutionszeit auch ausübende Förderer der deutschen Poesie gewesen sind, beweisen neben den beiden Erwähnten, Fontane und Louise von François, die Namen de la Motte Fouqué, Chamisso, Roquette; ja selbst Geibel hat mütterlicherseits französisches Blut in seinen Adern. Auf allen diesen Gebieten zeichneten sich die François aus. Neben der Dichterin hat sich auch ihre Cousine Clotilde von Schwartzkoppen, die Tochter von Karl von François, der selbst in seiner Lebensbeschreibung hohe schriftstellerische Gaben verrät, dichterische Lorbeeren erworben.

Als Offiziere sind sie in allen Kriegen mit hohen Ehren genannt. Karl und seine Brüder nahmen an den Befreiungskriegen teil, sein Sohn Bruno fiel bei der Erstürmung der Spicherer Höhen als erster General im deutsch-französischen Kriege, und sein Enkel Hermann von François zählt zu den bedeutendsten Heerführern im jetzigen Weltkriege.

Endlich aber gründete der Sohn Etiennes, Nicolas de François, Sieur d'Abbeville, gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Frankfurt a. O. eine Tuchfabrik, war merkwürdigerweise auch gerade in dem Gewerbe tätig, in dem die mütterlichen Ahnen der Dichterin sich in Weißenfels ihren Ruf und Reichtum erwarben.

Bald aber bricht das kriegerische Blut und die von den Ahnen ererbte Vorliebe für das Waffenhandwerk wieder durch. Wir finden die beiden Söhne von Nicolas im Heeresdienst wieder; den jüngeren Etienne II. in Kursachsen, wo er sich mit einer adligen Dame vermählt. Damit wächst das fremde Reis in den deutschen Stamm ein: einer der François, der eben genannte Etienne II., besiegelt im Siebenjährigen Kriege seine Zugehörigkeit zur neuen Heimat durch den Heldentod.

„Sein Herz schlug so kernbieder und treu, wie das des deutschen Stammes, dem er das Glück hatte, sich in aufrichtiger Liebe zu verbinden. Auch fühlte er sich von Grund aus einen deutschen Mann, hegte keinerlei Sympathie für die französischen Stammesgenossen, als deren

Verbündeter sein Vater gefallen war, ohne durch seinen Tod seinem sächsischen Kriegsherrn ein Lorbeerblatt zu erkaufen, sehnte sich niemals aus dem nordischen Heidewinkel nach der holden Wiege seines Geschlechts." Dies auf den Baron von Roc bezügliche Wort gilt der Dichterin auch für das François-geschlecht, ja sie fügt im Manuskript an dieser Stelle als Randglosse in gerechter Würdigung der Gefühle und Leistungen ihrer Familie und besonders ihrer eigenen hinzu: „Der Franzose, der ein Deutscher wird, ist ein besserer, als umgekehrt". Im Hinblick auf die große Menge von Trägern französischer Namen, die Preußen und Deutschland ihre hervorragenden Dienste auf allen Gebieten des Staatslebens gewidmet haben, können wir der Dichterin wohl beipflichten. Es waren aber zumeist nicht gerade gute Elemente, die ihr Deutschtum aufgaben, während Frankreich die besten Söhne von sich stieß, die bei uns mit Freuden aufgenommen wurden und den rechten Boden für ihre Tätigkeit fanden.

Nach dem Siebenjährigen Kriege kommen die Söhne Etiennes II. beim Kaiser Joseph um die Anerkennung ihres Adels ein, da die Familienpapiere bei der Belagerung Wittenbergs durch Brand vernichtet sind, und erhalten im Jahre 1774 ein deutsches Reichsadelspatent mit der in jener Zeit für Offizier- und Hofmannsstellungen nötigen Zahl von Ahnen. Sie führen seitdem den Namen von François, ohne jeden weiteren Beinamen.

Alle diese Verhältnisse legt die Dichterin in ihren Jugenderinnerungen dar, die sie „Schauen und Hörensagen aus meinen Kindertagen" betitelt. Aber ebenso finden sie sich Zug um Zug in „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" von der Baron von Rocschen Familie erzählt. Es ist „Dichtung und Wahrheit", so daß man oft nicht genau entscheiden kann, ob die Tatsachen aus dem Leben in den Roman aufgenommen sind, oder ob die Erfindungen des Romans von der Dichterin später als Wirklichkeit in die Jugenderinnerungen, die aus dem Beginn des Jahres 1883 stammen, übertragen sind.

Einer der Söhne Etiennes, August, der Großvater der Dichterin, hatte als Hauptmann im sächsischen Heere schon durch die Verwaltung der Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke seiner Kompagnie nach damaliger Sitte eine beträchtliche Einnahme; durch seine Vermählung mit Luise von Brück wurde er ein reicher Mann und Erb-, Lehn- und Gerichtsherr der Rittergüter Niemegk im Wittenberger Kreise. Die Gattin, eine vortreffliche und charaktervolle Dame, stammte aus dem Hause des Kanzlers von Brück, der an den sogenannten „Grumbachschen Händeln", der letzten Erhebung der Ritter gegen Fürstengewalt unter Wilhelm von Grumbach, teilgenommen und 1567 den Tod durch Henkershand gefunden

hatte: er war mit Barbara, der Tochter von Lucas Cranach, vermählt gewesen.

Die Ehe Augusts von François war mit 7 Söhnen und 2 Töchtern gesegnet. Am bekanntesten ist der schon erwähnte jüngste Sohn Karl, der wilde François genannt, dessen abenteuerliches Leben auch jetzt noch um so mehr Bewunderung finden wird, als er auch in den gefährlichsten Lagen nie seine persönliche Würde verletzte. Er ist derselbe, in dessen Hause Louise Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre bis zu seinem Tode 1855 geweilt hat. (Vgl. Karl von François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Berlin 1910.)

Ein anderer Bruder Adolf machte den russischen Feldzug im sächsischen Hilfsheer mit und stand am 12. August bei Horodezka seinem Bruder Karl, der auf russischer Seite focht, im Kampfe gegenüber. Das Schicksal bewahrte die Brüder vor einem persönlichen Zusammentreffen. Ein Jahr später fiel er bei Dennewitz, aber auf preußischer Seite und wurde im Schloßgarten von Niemegk beigesetzt. Die Dichterin erwähnt diese Tatsachen in dem Briefe an C. F. Meyer (Nr. 94 v. 17./12. 85) mit dem Bemerken, daß „der Konflikt in Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen sich leichtlich in ihres Vaters Familie hätte ereignen können, sich aber gottlob nicht ereignet habe." Trotzdem haben ihr aber offenbar diese Ereignisse den Stoff zu der Geschichte gegeben, indem sie eben diese Möglichkeit phantasievoll weiter verfolgt. Die Tatsache der Teilnahme am russischen Feldzuge und der Heldentod bei Dennewitz stand fest. Was lag näher, als den Zwiespalt, den die Zuneigung und Bewunderung für den glänzenden Feldherrn oder die Abneigung und der Haß gegen den unersättlichen Eroberer in so viele Verhältnisse Deutschlands gebracht hatte, der auch so oft seine dichterische Behandlung gefunden hat — wir erinnern nur an Heinrich Blank in Heyses „Kolberg" — auch in eine Familie hineinzutragen, die selbst der französischen Nation entstammte und bei der man erst recht mit dem Aufleben der charakteristischen Merkmale des Stammes auch ein Erwachen von Sympathien für den Nationalhelden verstehen kann.

Der dritte Bruder, den wir hier vor allem zu erwähnen haben, ist Ernst Christian Otto Friedrich, der Vater der Dichterin, geboren am 2. Mai 1772. Auch er war Offizier und schon in jungen Jahren mit einem Fräulein von Raschkau vermählt, die aus einer vermögenden Familie stammte. Dieser Umstand und Friedrichs gesetztes und vertrauenswürdiges Wesen brachten es mit sich, daß die Eltern ihm, der nicht der älteste Sohn war, im Falle ihres Todes, der verhältnismäßig früh eintrat, das Rittergut Niemegk übertrugen, denn er war am ehesten in der Lage, jedem der Geschwister sein Erbteil auszuzahlen.

Obwohl Sachse von Geburt, war Friedrich von François schon in jungen Jahren ein begeisterter Bewunderer Friedrichs des Großen und später ein grimmer Hasser Napoleons. Seine „fritzische" Gesinnung bekundete er dadurch, daß er sich eine umfangreiche Sammlung von wertvollen Bildern, vor allem Kupferstichen, Friedrichs anlegte, die später in den Besitz seines Sohnes überging. Mit liebevollem Versenken in die Eigenart des Vaters, die ihr ja nur von „Hörensagen" bekannt war, hat die Dichterin auch die begeisterte Liebe für den alten Fritz aufgenommen und gepflegt, wie „der Posten der Frau" bezeugt.

Mit dem sächsischen Hilfskorps nahm Friedrich von François an der Schlacht bei Jena teil, und zwar war er dem Stabe Hohenlohes zugeteilt. Die Schmach der Niederlage traf ihn so schwer, daß er nach der Unterwerfung Sachsens unter Napoleons Hand seinen Abschied nahm.

Noch schwerer lastete häusliches Unglück in dem Jahre 1806 auf dem jungen Manne. Sein Gutshaus in Niemegk brannte ab, seine vier kleinen Kinder wurden ihm durch den Tod entrissen, seine Gattin starb an gebrochenem Herzen. Er stand auf den Trümmern seines Glücks. Durch emsiges Schaffen auf seinem Gute suchte er seinen Schmerz zu meistern. Man kann daher die Inschrift verstehen, die er über dem Portale seines neuen Gutshauses anbringen ließ: „Möge der künftige Besitzer dieses Hauses glücklicher sein, als sein Erbauer war!" Aber sein Erbe, sein einziger Sohn, hat das Haus nie gesehen. Auch Louise ist nur in frühester Kindheit, zuletzt im Alter von 13 Monaten, dort gewesen, trotzdem hat ihr die dortige Gegend mit dem Stammgute ihrer Ahnen immer vor der Seele gestanden, und sie hat sie sehr oft zum Schauplatz ihrer Dichtungen gemacht, so in der „Reckenburgerin", in den „Zwillingssöhnen", der „Dame im Schleier".

Wie Hermann in den „Zwillingssöhnen", so rüstet sich auch sein Urbild Friedrich von François auf die Zeit der Befreiung vom Napoleonischen Joch, allerdings nicht mit solcher Tatkraft und Begeisterung, wie sie diesem beigelegt wird. Dazu hatte ihn wohl das persönliche Leid zu sehr niedergedrückt, auch scheute er sich, in fremdländische Dienste zu treten.

Als aber in der völkerbefreienden Schlacht bei Leipzig sein Stammland auf die Seite der Verbündeten getreten war, war auch für ihn die Stunde freien Handels gekommen, und er rief mit dem Fürsten Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg, dem Stifter der Dreyßiger Anstalten, das sogenannte Elbe-Landwehr-Regiment ins Leben, dessen Chef der Fürst, dessen Kommandant er selbst wurde.

Mit diesem rückte er unter dem Oberbefehl Bülows in Holland ein, erwarb sich durch mehrfache Heldentaten kriegerischen Ruhm und

zwei hohe russische Orden, den Wladimirorden 4. Klasse und den St Annenorden 2. Klasse — „preußische konnte er, ein Kennzeichen für diese Epoche, nicht aufweisen," bemerkt die Tochter mit einiger Bitterkeit dazu.

Nach dem Frieden wurde das Regiment auf Bataillonsstärke gebracht und erhielt als 1. Obersächsisches Landwehr-Bataillon zunächst das Städtchen Weißenfels als Garnison. Friedrich von François war in preußische Dienste getreten — war doch auch seine engere Heimat preußisch geworden — und blieb der Kommandeur des Bataillons.

Nach den zehn Jahren der Not und Bedrückung erwachte in der Bürgerschaft wie in der Garnison das Verlangen, die Erinnerung an diese schwere Zeit abzuschütteln und durch Teilnahme an Lust und Vergnügungen sich zu zerstreuen. Auch Friedrich von François, der ernste Mann, der das 40. Lebensjahr schon überschritten hatte, konnte sich diesem Bedürfnis nicht verschließen. Der Druck der früheren Leidensjahre war von ihm genommen, bei seiner anregenden Lebhaftigkeit, seiner geistvollen Unterhaltungsgabe ward er bald der Mittelpunkt eines geselligen Kreises, in dem auch die Patrizierfamilien, so sehr sie sich auch sonst von den militärischen Kreisen fern gehalten hatten, nicht fehlten.

Bei diesen geselligen Zusammenkünften und Festlichkeiten lernt er ein holdes, liebreizendes junges Mädchen kennen und lieben und vermählt sich bald darauf mit ihr. Es ist die Mutter der Dichterin Amalie Heinriette Hohl, die am 1. August 1796 geborene Tochter des Bürgers und Tuchmachers, auch Tuchhändlers und E. E. Ratsherrn August David Hohl jun.

Die Hohls.

Die Hohls waren eine alte, eingesessene Weißenfelser Familie. Die Stadtakten melden von Johann David Hohl, dem Großvater des genannten August David Hohl, daß das Heer Friedrichs des Großen in den Oktobertagen des Jahres 1757 und Anfang der sechziger Jahre Tuche bei ihm requiriert und er bei der Stadt auf Bezahlung gedrungen habe. Dieser Johann David Hohl hatte zwei Töchter und elf Söhne, welche letztere zu dem unterscheidenden Rufnamen sämtlich noch den Vornamen David führten. Der älteste von ihnen, Christian David (geboren am 23. September 1739) wurde am 29. November 1758 in das Gymnasium illustre aufgenommen, das damals allerdings schon den Charakter einer Akademie verloren hatte, aber immerhin noch den einer höheren Schule besaß. Er studierte Theologie und wurde später Mag. der Philosophie und Pastor zu Erlau bei Waldheim.

Das Geschäft übernahm der dritte Sohn August David Hohl und erweiterte es, indem er zu dem Tuchhandel auch einen Wollhandel mit Wollspinnerei und Weberei hinzufügte. Durch diese Fabrikanlagen wurde er zum Wohltäter der Stadt. Das war der Urgroßvater der Dichterin. Ihm hat sie in der „Geschichte meines Urgroßvaters" ein bleibendes Denkmal gesetzt, indem sie natürlich wiederum Dichtung und Wahrheit im weitesten Maße vereinte. Sicher sind die Grundzüge des Charakters echt; wenn er auch „nicht als ein Nettelbeck erscheint", so doch als ein guter Deutscher von echtem Schrot und Korn und als ein guter Sachse dazu, der seinem Kurfürsten und Herrn im Herzen treu bleibt, nachdem das Land in preußischen Besitz übergegangen ist.

Sehr eingehend wird seine kaufmännische Wirksamkeit geschildert. Nach der Geschichte, die mit den Darlegungen in den „Jugenderinnerungen" wiederum ziemlich übereinstimmt, kaufte er die Wolle von den umliegenden Gütern, ließ sie kämmen, im Winter von den Bauern der Umgegend spinnen, in städtischen Werkstätten zu Tuchen verarbeiten. „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Der erworbene Überschuß ward in Grund und Boden angelegt, eine bedeutende Schäferei gegründet, auf diese Weise ein Teil der zu verarbeitenden Wolle selber erzeugt und die Schafzucht veredelt. Mit jedem Jahre wuchsen nach außen hin Einfluß und Ansehen, nach innen Wohlstand und Gedeihen des Hauses. Dieses alles steht aber im Gedächtnis der Nachkommen und überdies in unserer städtischen Chronik verzeichnet. Es ist nicht das, über welches ich zu berichten habe." In der Geschichte heißt er David Haller, er entspricht Zug für Zug dem August David Hohl.

Derselbe David Haller ist auch im „Katzenjunker" verherrlicht. Dort freilich liegt seine Lebenszeit noch eine Generation weiter zurück, denn sein Fürst, der gute Herzog Johann, ist Johann Adolf II., der 1736 bis 1746 regierte. Hier entspräche er mehr dem Johann David Hohl sen., der von der Dichterin in der „Geschichte meines Urgroßvaters" Andreas Haller genannt wird.

Doch kehren wir zu dem wirklichen Urgroßvater zurück.

Im Jahre 1812 feierte der würdige Mann unter allgemeiner freudiger Teilnahme der Bürgerschaft sein 50jähriges Bürgerjubiläum, von dem auch ein in Form eines Vivatbandes gedrucktes Festgedicht im Weißenfelser Museum meldet. Sein Haus am Markt, der jetzige „Sächsische Hof", das er von der Kurfürstlichen Rentkammer gekauft hatte, war an diesem Tage der Schauplatz großer Festlichkeiten. Auch die junge Urenkelin, die durch Schönheit und sittiges Wesen gleich ausgezeichnete Amalie Hohl sollte bei diesem Feste besondere Triumphe feiern.

Eine aus Hamburg flüchtende Bürgerfamilie, der Kaufmann und Buchhändler Bohn mit den Seinigen, hielt an diesem Tage in

Weißenfels ihren Einzug, um sich hier anzusiedeln. Die verwöhnten Großstädter sind über die Leipziger Vorstadt mit dem schlechten Pflaster, den erbärmlichen Häuschen, den winkeligen Gäßchen entsetzt und jammern über ihren voreiligen Entschluß, hier dauernd ihren Wohnsitz nehmen zu wollen.

Da verbreitert sich die Straße, der stattliche Marktplatz zeigt sich ihren Augen, und nun tritt aus dem Hohlschen Hause, dem vorläufigen Endziel ihrer Fahrt, ein rosengeschmücktes, engelgleiches junges Mädchen, das ihnen einen Blumenstrauß überreicht und in herzlichen Worten einen Willkommensgruß zuruft. Jetzt sind sie ausgesöhnt mit ihrer Wahl und bleiben gern hier, besonders als der würdige alte Hohl dazu kommt und sie gleichfalls willkommen heißt.

Offenbar hat der Dichterin diese Szene bei der Schilderung der Begrüßung des Forstmeisters Klösterley durch Lori von Leseritz im „Katzenjunker" vorgeschwebt, ja sie ist in ihrer Phantasie noch weiter gegangen und hat für das Verhältnis des gereiften vierzigjährigen Mannes zu dem jungen, fast noch kindlichen Mädchen der Novelle in dem Bunde ihrer Eltern das Vorbild gefunden. Damit ergibt sich auch der letzte Schritt. Für das Kind jener Ehe findet sie in sich selbst das Vorbild, sie selbst ist ja der Katzenjunker. Das hat sie gar oft selbst bezeugt. Der Abscheu der Dichterin vor dem schmiegsamen, zierlichen, kleinen Raubtier lebt heute noch in der Erinnerung vieler Weißenfelser, da sie Zeuge geworden sind der krampfartigen Zufälle, von denen sie befallen wurde, wenn ihr eine Katze begegnete. Nie hat sie einen Besuch in einem Hause wiederholt, wo sie irgendeinmal eine Katze angetroffen hatte, nie in einem fremden Hause einen Besuch gemacht, in der Besorgnis, einer Katze zu begegnen.

Der Großvater der Dichterin, August David jun., der einzige Sohn Davids, war das Gegenteil seines Vaters, ein Siechling, still und in sich gekehrt, ein Träumer, der gern im Freien umherstreifte, die Flöte blies und die Dichtungen seiner Zeit verschlang, eine Werthernatur, wie der Joseph der „Geschichte meines Urgroßvaters", nur mit dem Unterschiede, daß er nicht wie jener mit den Komödianten durchging und jahrelang die Welt durchzog, sondern gehorsam Kaufmann wurde und sich mit einer gleichaltrigen Bürgertochter verheiraten ließ. Ein eigenes Geschäft zu leiten, war er zu unselbständig und unpraktisch, so trat er in das väterliche Geschäft mit ein, fand aber wenig Befriedigung darin.

Er strebte nach höheren Zielen. Nach den Angaben der Enkelin Louise soll er schon damals die Bedeutung der Kohlenlager in der Weißenfelser Gegend für Heizungszwecke und Fabrikanlagen erkannt, aber kein Verständnis bei der Bevölkerung, am allerwenigsten in seiner Familie gefunden haben, so daß er unter großen Verlusten sein Unternehmen aufgeben mußte. In der Geschichte werden diese Maßnahmen dem Meister Keller, dem Russen, zugeschrieben.

Auch der alte August David Hohl hatte in der Franzosenzeit große Opfer bringen müssen. Trotzdem war er noch recht wohlhabend und besaß sechs bis sieben Häuser in der Stadt und ausgedehnte Ländereien. So war Amalie Hohl, als einzige Erbin — ein älterer Bruder war im Jahre 1812 gestorben — eine gute Partie.

Die Eltern.

Das junge Ehepaar schlug zunächst in dem Hardenbergschen Hause sein Heim auf. Die Dichterin hat es immer bedauert, daß dieses Haus nicht ihr Geburtshaus geworden ist. Daß sie Novalis viel Interesse entgegenbrachte, hat sie oft ausgesprochen, das geht auch aus „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" hervor, da Novalis' Bundeslied sich wie ein Leitmotiv durch den ganzen Roman hindurchzieht. Auch dem französischen Pfarrer, dem Sohn der alten Barbe, legt sie bedeutungsvolle Worte über seine Marienlieder in den Mund.

Die ausführliche Schilderung der Beziehungen zu Novalis, die sie in den Jugenderinnerungen ankündigt, fehlt leider, da diese frühzeitig abbrechen, aber in den Erinnerungen „Von der Saale" stattet sie dem Erbbegräbnis der Familie einen Besuch ab und widmet dem Dichter ernste Worte: „Da ruht er, der Sänger, der unser Dante hätte werden können, wenn die scharfe Sichel, die ein edles Geschlecht in seiner Blüte dahinmähte, nicht auch ihn erfaßt hätte, ehe er seine Reife vollbringen konnte. — — Wie mich der grüne Hügel rührte! Ein Fliederbusch duftete in seiner Nähe, und ein Vögelchen zwitscherte in seinen Zweigen. Die Nacht dämmerte herein über dem Grabe ihres begeisterten Sängers; leise umschwirrten mich seine Sterbelieder und Auferstehungshymnen, ich fühlte alles, was er uns war, was er uns werden sollte." Bei der Begeisterung für den Landsmann und Verwandten in Apoll ist es zu verstehen, daß sie bei der Enthüllung des Novalis-Denkmals im Jahre 1872 ihre Scheu vor der Öffentlichkeit überwand und nicht nur an den allgemeinen Festlichkeiten, sondern auch an der Festtafel mit teilgenommen hat, so daß sie in einem Familienbriefe ihre Freude „über die warmtönig und ohne Mißklang verlaufene Feier" aussprechen kann.

Der Aufenthalt des François'schen Ehepaares in dem Novalishause währte nicht lange, denn der Vater wurde bald nach dem kleinen Herzberg an der Schwarzen Elster versetzt, wohin das Bataillon verlegt wurde. Diese Versetzung hatte für ihn den Vorteil, daß er von hier aus auch leichter seine Güter in Niemegk verwalten konnte. Er hegte schon in dieser Zeit die Absicht, den Dienst zu quittieren, um sich ganz der Landwirtschaft zu widmen, ein Plan, der vor allem von dem alten Urgroßvater Hohl gebilligt wurde.

In Herzberg ist Louise von Francois am 27. Juni 1817 geboren, an dem Siebenschläfertage, für den sie eine ebenso große Vorliebe, wie für den Johannistag in ihren Werken bekundet. In der Taufe erhielt sie die beiden Vornamen Marie Louise, nach ihren beiden Großmüttern. Bei dem Taufschmaus soll es lustig hergegangen sein, daß eine der Gevatterinnen ganz ernstlich besorgt wurde, daß der Täufling dereinst im Leben allzu sehr von der Weltlust ergriffen werden könnte, und deshalb die Fröhlichkeit zu stillen bemüht war. Sie hat sich später selbst noch davon überzeugen können, daß ihre Sorge grundlos gewesen und daß Louise alles andere, aber kein Weltkind geworden ist.

Ob die Ehe für ihre Eltern bei dem so ungleich gearteten Wesen beider auf die Dauer glücklich ausgeschlagen wäre, glaubt die Tochter selbst bezweifeln zu müssen.

Der Vater liebte die Geselligkeit im großen Stil, wollte in seiner Frau nur die Repräsentantin seines Hauses sehen, wünschte, daß sie sich nicht um den Haushalt kümmere und von frühem Morgen bereit sei, Besuch zu empfangen. Gäste zu Mittag und Abend waren fast immer zugegen. Er wollte mit seiner jungen Frau Staat machen, während diese doch an einfach bürgerliche Verhältnisse gewöhnt war und in der kleinen Stadt und noch mehr auf dem Lande des weiblichen Umgangs entbehrte. Ganz und gar war es ihr unverständlich, daß sie auch keine weiblichen Handarbeiten vornehmen sollte. Erst später fand sich die Aufklärung dafür in dem Umstande, daß der Major im Kriege auf einem Auge die Sehkraft eingebüßt hatte und fürchtete, durch die Nadeln die des anderen zu verlieren. Das kleine körperliche Gebrechen einzugestehen, war er zu stolz. Dazu liebte er das Landleben zu sehr und hielt sich gern in der Heidegegend von Niemegk auf, der jungen Frau dagegen waren die dunklen Nadelwälder ein Greuel, und sehnsuchtsvoll gedachte sie ihrer Heimat in dem sonnigen, heiteren Saaltal. Doch führten diese Gegensätze nicht zu Zwistigkeiten, denn schon im nächsten Jahre endete der Tod den Ehebund. Es zeigte sich bei dem Major ein Magenleiden, das durch eine Badekur in Pyrmont noch verschlimmert wurde. Bei seiner Rückkehr aus dem Bade hat er Weib und Kind noch einmal in Niemegk wiedergesehen. Die Dichterin behauptet, sie habe, obwohl sie erst 13 Monate alt gewesen sei, an diese Begegnung mit dem Vater noch eine Erinnerung, sehe sich auf seinem Schoße vor dem Portale des Schlosses und seine großen, dunklen Augen auf sich gerichtet. Von Fremden könne sie davon nicht gehört haben, da das Zusammensein keine Zeugen gehabt hätte. —

Um den Seinigen den Anblick seiner Leiden zu ersparen, schickte er sie nach Herzberg voraus und suchte sie über die Verzögerung seiner Ankunft daselbst in liebenswürdigen Worten zu beschwichtigen. Die Geburt eines Söhnchens am 10. Oktober 1818 hielt die Mutter in Herzberg zurück, als sie den wahren Sachverhalt ahnte. Die Ankunft

des Stammhalters war seine letzte Freude. Vier Wochen danach starb der Major, ohne daß ihn noch jemand von den Seinigen wiedergesehen hatte. Sein Wunsch, daß der Sohn den Namen Ernst erhielte, scheint darauf hinweisen, daß er sich selbst der ernsten Zeiten, die für seine Familie hereinbrechen konnten, bewußt war. Für den Sohn aber wurde der Name zum Omen, ernst ist seine Jugend und seine Lebenszeit verlaufen, er wurde ein einsamer Mensch wie die Schwester, und hat auch den Offizierrock nicht mit der Freudigkeit getragen wie seine Verwandten.

An der Seite seines Bruders Adolf wurde Friedrich von François im Park von Niemegk beigesetzt, nur in seinen Soldatenmantel gehüllt, so wie der Freiherr von Kettenloß in „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier" sich in dem Freienhügel bestatten läßt. Auch aus einer Reihe anderer Züge geht hervor, daß die Dichterin in dieser Novelle das Schicksal ihres Vaters verherrlicht hat. Der Sarg mit dem verschiebbaren Boden sollte armen Leuten überlassen werden, doch hat niemand davon Gebrauch gemacht.

Scheinbar mit großer Umsicht hatte der Major sein Testament mit Hilfe eines rechtskundigen Freundes, des Landrats von Zeschau, entworfen, aber gerade dieses Testament oder vielmehr seine nicht bestimmungsgemäße Ausführung ist der Anlaß großen Kummers und Herzeleids für die Familie geworden.

Der Sohn Ernst war als Haupterbe eingesetzt, Tochter und Frau nur mit einer Rente und dem Pflichtteil bedacht, dies letztere wohl aus der Erwägung, daß die junge Frau bald wieder eine Ehe schließen werde. Damit fand sich die junge Witwe ab, leider hatte sie auch trotz der Warnungen des geschäftskundigen Urgroßvaters Hohl gegen die allzu geringe Sicherstellung nichts einzuwenden. Die Vormundschaft über den Sohn mit der Verwaltung des Gutes war nämlich einem Herrn von Raschkau übertragen, der doppelt mit dem Erblasser verschwägert war. Dieser stand in dem Rufe, ein sehr tüchtiger Geschäftsmann zu sein und mit bedeutendem Reichtum auch die größte Sparsamkeit zu verbinden. So schien er in der Lage zu sein, das Gut bis zur Großjährigkeit des Sohnes zu erhalten. Als Vormund über die Tochter hatte der Major einen befreundeten Pfarrer Märcker aus der Nähe von Niemegk, seinen ehemaligen Hauslehrer, bestimmt; beide Vormünder sollten sich gegenseitig beraten und alljährlich dem Pupillengericht in Naumburg Rechnung ablegen. Aber auf das Verbot seiner vorgesetzten Behörde lehnte der Pfarrer das Ehrenamt ab, und da vom Gericht kein Ersatzmann gestellt wurde, hatte der Herr von Raschkau das alleinige Verfügungsrecht über Güter und Vermögen. Er rechtfertigte zunächst nicht das Vertrauen, das der Verwandte auf ihn gesetzt hatte. Die Güter waren wegen der Auszahlungen an die Geschwister hypothekarisch belastet, in den Kriegsjahren wenig rationell

bewirtschaftet und bedurften einer tatkräftigen Leitung, durch die sie in die Höhe gebracht werden konnten. Dieser Mühe und Sorge entledigte sich der Vormund schon im folgenden Jahre, indem er die Güter an die Gemeinde Niemegk verkaufte. Die Kinder, die vorher so umfangreichen Grundbesitz gehabt hatten, nannten nur noch das väterliche Grab, dies kleine Stückchen Erde, ihr eigen, so wie die Dichterin in der Reisenovelle „Zu Füßen des Monarchen" (S. 100) es ausführt: „Am Feierabend ziehen die Leute hinaus auf den Friedhof mit Gießkannen und Spaten, ihr kleines Gartenbeet zu pflegen, die einzige Scholle, die der Mehrzahl zu eigen und unter deren unverwelklicher Hülle sie etwas Unverwelkliches ahnt."

Das auch damals noch bedeutende Vermögen ging aber hauptsächlich durch die Nachgiebigkeit des Vormundes gegen seine eigenen leichtsinnigen und verschwenderischen Söhne nach und nach verloren, so daß, als der Herr von R. 1832 freiwillig aus dem Leben schied, nichts mehr gerettet werden konnte. Nur einmal soll er sich in Weißenfels nach seinem Mündel umgesehen haben und sehr wenig mit der Art der Erziehung zufrieden gewesen sein. „Harfe hätte sie doch zum mindesten lernen müssen!"

In der Erzählung „Eine Formalität" wird der Oheim ausnahmsweise fast porträtähnlich abkonterfeit. Wenn auch die Handlung darin anders verläuft als in der Wirklichkeit, — die Unterschlagungen häufen sich noch — so ist doch der Grundzug, der Ruin einer wohlhabenden Familie durch die Schuld eines nicht charakterfesten Mannes, derselbe, und vor allem gleicht die Schilderung des Charakters in der Jugenderinnerung der in der Novelle Zug um Zug, ja selbst der Name ist nur wenig geändert, da aus einem Herrn von Raschkau ein Herr von Randau geworden ist. Sicherlich dachte die Dichterin aber nicht an einen Racheakt, als sie die Novelle schrieb, dazu steht sie selbst zu hoch, und anderseits ist die Novelle so kunstgerecht gestaltet, daß man das Vorbild darüber vergißt, um so mehr, als sie den Mann seine Verfehlungen auf dem Schlachtfelde sühnen läßt. Wohl aber hat sie sich mit diesem aus ihrem eigenen Leben gegriffenen Stoff die Seele freischreiben wollen; ähnliche Themen, die den Verfall einer Familie durch die Verschwendungssucht oder die Ungeübtheit im Kampfe des Lebens einzelner behandeln, finden sich in mehreren ihrer früheren Novellen, wie z. B. im „Erben von Saldeck" und in „Hellstädt", ja noch in den „Stufenjahren" klingen sie nach. —

Wir sind inzwischen schon vorausgeeilt und wenden uns nun der Jugendzeit der Dichterin zu.

Die Stufenjahre der Dichterin.

Die glückliche Kindheit.

Der Stiefvater Herbst.

Nach dem Tode des Gatten war die junge Witwe Amalie von François nach Weißenfels in das elterliche oder vielmehr großväterliche Haus zurückgekehrt, denn der ältere Hohl starb erst anderthalb Jahre später als der Sohn.

Am innigsten wurde der Verstorbene von der Großmutter Hohl betrauert, die den Verlust „ihres Majors" gar nicht verwinden konnte und nicht müde wurde, der Enkelin immer wieder von dem Vater zu erzählen. Das lebendige Bild, das die Tochter von dem Vater in der Seele trug, verdankt sie vor allem den Erzählungen der Großmutter.

Dies empfand Louise um so angenehmer, als die Mutter den Kindern recht wenig oder gar nichts von dem Vater erzählte. Mag sie dazu weniger die Gabe besessen haben, mag ihr als vielbeschäftigter Hausfrau und jungen Mutter die Zeit gefehlt haben, sicher wird es auch aus Absicht geschehen sein, um sie dem Stiefvater nicht zu entfremden.

Denn nach etwas mehr als einjährigem Witwenstande vermählte sich die junge Frau zum zweitenmal mit dem Herzoglich Sächsisch Koburgischen Hofrat und Gerichtsamtmann Adolph August Herbst, der 1819 nach Schloppe in Westpreußen versetzt war. Er ist den Kindern ein fürsorglicher, treuer Vater geworden und hat seinerseits von der Tochter die treueste Kindesliebe erfahren.

Der Stiefvater war am 22. Juli 1792 in Pforta geboren, wo sein Vater Ernst Konstantin Herbst Kurfürstlich Sächsischer Rentmeister war. Genau 40 Jahre, von 1782 bis 1822, hat dieser der Landesschule seine hervorragende Tätigkeit gewidmet, zunächst als Adjunktus des früheren Schulverwalters Valerian Frank, dann von 1787 selbständig.

Der Nachruf (Ecce) rühmt die Verdienste, die er sich um Pforta während seiner Amtszeit durch sorgfältige Wahrung der Rechte der Anstalt, durch die Verschönerung der Umgebung und durch die Aufsicht beim Aufbau des neuen Schulhauses im Jahre 1800 erworben hat. Vor allem aber tat er sich hervor in den kriegerischen Nöten der

Franzosenzeit von 1806 bis 1813, wo es ihm gelang, durch persönliches Eintreten alle Gefahren von der Schule abzuwenden. Bei seinem Abgange durch Kabinettsorder zum Königlichen Kommissionsrat ernannt, beschloß er seine Lebenszeit in Naumburg am 14. September 1823 im Ruhestande.

Adolph August Herbst war sein einziges Kind. Durch Hauslehrer vorgebildet, trat er 1805 als Alumnus in die Landesschule ein und verließ sie 1809, um in Leipzig Rechtswissenschaft zu studieren.

Die enge Zugehörigkeit ihres Stiefvaters zur alten berühmten Pforta erklärt uns die Vorliebe der Dichterin für die Schule. Nicht nur, daß sie die meisten ihrer Helden, die ihre Bildung einer höheren Schule verdanken, dort bilden läßt, sie preist auch immer wieder die herrliche landschaftliche Lage am Fuße des Knabenberges, die eigenartigen Einrichtungen, den auf der Schule herrschenden Geist, führt selbst einige berühmt gewordene Pförtner an, so daß sie der Ruhmesherold der Schule geworden ist.

Sicher beruhen ihre Schilderungen auf den Erzählungen des Stiefvaters aus seinen Schülerjahren, die gerade in die ereignisvollen Tage der Schlacht bei Jena fielen und ihr um so unerschöpflicheren Stoff boten, als ja auch sein Vater an diesen Ereignissen beteiligt gewesen war. Der dreihundertjährigen Jubelfeier im Jahre 1843 hat sie gewiß mit dem Vater zusammen beigewohnt, so daß die Beschreibung des Festes in der allerliebsten Novelle „Das Jubiläum“ auf eigener Anschauung beruht, während in die Fabel wieder Erinnerungen aus ihrer Familie verflochten sind. Der mehrfach in ihren Novellen wiederkehrende höhere russische Offizier hat ja sein Vorbild in ihrem Oheim Karl, der auch in seiner Jugend, wenn auch aus anderen Gründen in die Welt gewandert war.

Die anderen Novellen, in denen Pforta eine Rolle spielt, sind der „Erbe von Saldeck“, „die Dame im Schleier“, „des Doktors Gebirgsreise“, „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier“ und vor allem „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“, in denen wir den Chronisten der Geschichte, Gottfried Bleibtreu, durch seine ganze Alumnenzeit begleiten.

Wie Louisens leiblicher Vater, so hatte auch der Stiefvater als geborener Sachse an der ersten Erhebung Preußens gegen das Napoleonische Joch keinen Anteil. Er ist nicht, wie mehrfach berichtet wird, Lützower geworden, sondern erst im Oktober 1813 nach der Schlacht bei Leipzig ins sächsische Heer eingetreten, nachdem er zuvor die große Staatsprüfung in Wittenberg bestanden hatte. Im Verlaufe des weiteren Feldzuges wurde er Leutnant bei den sächsischen Jägern. Nach dem Friedensschluß 1814 arbeitete er als Referendar zunächst in Tennstedt, dann in Naumburg a. S. und

Die Südseite des Marktes mit dem Hohlschen Erbhaus. (S. 17.)

Das Haus der Frau Odina Wendermann geb. Kleinicke, Promenade 25, in dem Louise von François „Die letzte Reckenburgerin" schrieb. (S. 44.)

wurde 1819 als Gerichtsamtmann nach Schloppe in Westpreußen versetzt. Den Koburgischen Hofratstitel hatte er schon damals erhalten. In Schloppe ist Louisens ältester Stiefbruder Bernhard geboren.

Lange währte der Aufenthalt in Schloppe nicht. Denn als seit dem Tode der beiden Hohls 1820 und 1821 kein männlicher Vertreter der Familie mehr in Weißenfels weilte, ließ sich Gerichtsamtmann Herbst dorthin versetzen.

In Weißenfels (Heimat und Schule).

Im Jahre 1822 bezog die Herbstsche Familie das Hohlsche Erbhaus am Markte. Hier im jetzigen „Sächsischen Hofe", dem „Mops mit der Zipfelmütze", zu dem sich das Vaterhaus der Reckenburgerin in der Phantasie der Dichterin gestaltet, hat sie ihre Kindheit verlebt. Die Eltern ließen dem lebhaften Kinde viel Freiheit und Willen. Nach ihrer eigenen Schilderung (an Meyer, Brief 60, S. 108), „sei sie ein Kind wie Johanna Spyris Heidi gewesen, nicht so fromm, zärtlich und genügsam, aber ebenso lebhaft, neugierig, springerisch und ehrlich" wie diese.

Der geräumige Marktplatz mit seinen altertümlichen Gebäuden wird sie oft gesehen haben, wie sie sich mit anderen Kindern tummelte, darunter auch Bruder und Stiefbruder, die ihr im Alter nahe genug standen, um noch ihre Spielgefährten zu sein.

Das Interesse des Kindes wendet sich bald anderen Teilen der Stadt zu. Schritt für Schritt ist ja historischer Boden, und rings um die Stadt breiten sich die Schlachtfelder aus, auf denen entscheidende Schlachten der deutschen, ja der Weltgeschichte geschlagen sind. Zwar sind die Tore schon gefallen, aber die Stadtmauern zum Teil noch erhalten, das alte Geleitshaus erzählt von Gustav Adolph, der, wie Louise an C. F. Meyer (Brief 12 S. 25 vom 16. Okt. 1881) schreibt, „in ihrer Jugendzeit der gefeiertste und lebendigste Held gewesen, weit mehr als der alte Fritz im nahen Roßbach oder Napoleon, den so mancher noch mit Augen gesehen hatte."

Droben von dem Hügel über der Stadt winkt das stattliche Herzogsschloß und berichtet wie mancher andere Bau von dem lebensfrohen Fürstengeschlecht, das hier fast drei Menschenalter gewohnt hat und dessen Gedächtnis in der Bürgerschaft noch nicht erloschen ist.

So wird der historische Sinn schon frühzeitig in dem Kinde geweckt und durch die Erzählungen der Erwachsenen genährt. Daher kehren die Bilder aus der Heimat nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus der Umgebung, das Saaltal mit seinen damals noch waldgekrönten Höhen und rebenbekränzten Ufern, immer in ihren Ge-

schichten wieder und beweisen, daß bei ihr tatsächlich, wie es im „Katzenjunker" heißt, alles Heimatgefühl aus der Jugend stammt. Mochte sie auch nicht immer, später sogar recht selten in der kleinen Stadt das finden, was sie suchte und bedurfte, mochte sie auch zuweilen ein liebenswürdiges Spottwort haben für die Stadt, in der sie von ihren 76 Lebensjahren wohl fast 67 verbracht hat, sie hing doch mit ganzem Herzen an der Heimat und machte mit Freuden ihren Besuch auf die Schönheiten aufmerksam oder ließ auf ihren einsamen Spaziergängen gern die Erinnerungen aus der Jugendzeit vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen.

Bald aber machte sich der Schulzwang in dem Leben des Kindes geltend. Eine höhere Schule gab es damals in Weißenfels weder für Knaben, noch für Mädchen. Das einst so blühende Gymnasium illustre, nach seinem Gründer Herzog Augustus Augusteum genannt, war nach dem Erlöschen des Herzogshauses selbst eingegangen. Das in den neunziger Jahren gegründete Lehrerseminar stand schon in hoher Blüte, aber wenn die Söhne einen gelehrten Beruf ergreifen wollten, so mußten sie nach einigen Jahren privater Vorbereitung nach der ehemaligen Fürstenschule Pforta, dem Gymnasium in Naumburg oder einer anderen benachbarten Stadt übersiedeln. Auch die Mädchen, die ein höheres Maß von Bildung erlangen sollten, genossen Privatunterricht in der von Mag. Gustav Heinrich Heydenreich, späterem Archidiaconus und Superintendenten, geleiteten Privatschule.

Ihm und seinem Wirken hat sie in der Reckenburgerin in dem Hofmeister Christlieb Taube ein Denkmal gesetzt. Was sie dort Hardine von Reckenburg von ihrem Unterricht erzählen läßt, sind ihre eigenen Erlebnisse, sie ist die Jungfer Grundtext, die mit ihren „unermüdlichen Fragen Wie? und Wo? und Wann? und Warum? den Wissensborn bis auf die Grundneige auspumpt" und durch ihre Lernbegierde und Beharrlichkeit den Lehrer erfreuen und doch auch peinigen konnte.

Über den Stundenplan und das Maß der erreichten Kenntnisse sind wir auf Vermutungen oder auch auf die Andeutungen im Roman angewiesen: Religion, Deutsch, Geschichte standen im Vordergrunde, dazu Rechnen und vor allem Heimatkunde, die ihr Lehrer, der auch jahrelang der Chronist der Stadt gewesen war, gewiß bevorzugte. Sicher ist ihre Vorliebe und Kenntnis der heimatlichen Geschichte durch Heydenreich ganz besonders gefördert worden. Französisch hat sie bei einer von den Bohnschen Töchtern, den guten Böhnchens gelernt, Englisch erst später begonnen, als sie als junges Mädchen durch Fanny Tarnow Lord Byrons Childe Harold kennen gelernt hatte und das Werk im Urtext lesen wollte. Was diesem Unterricht an Tiefe und Umfang abging, das hat Louise durch ...friges Studium auf allen Zweigen des Wissens nachzuholen und

auszufüllen gesucht. Niemals hat sie zu den „Satten" gehört, niemals gerastet und geruht bis zu den Tagen ihres hohen Alters, wo ihr die Augen versagen wollten.

Einfluß der Freunde und Erlebnisse.

Von ungemein großer Bedeutung für ihre Entwicklung war ihre Freundschaft mit dem Dichter Adolph Müllner. Ihre Mutter hatte beim Müllnerschen Privattheater mitgewirkt, in der „Schuld" die Rolle der Jerta übernommen, im „Blitz", einem Lustspiel, in dem nur zwei Personen auftreten, mit Müllner allein gespielt, auch im „Grünen Domino" ihre Kunst gezeigt. Mehrere Theaterzettel im Weißenfelser Museum melden noch die Tage, an denen Mademoiselle Hohl gespielt hat.

Die freundliche Zuneigung, die der kleine Hofrat der Mutter bewahrt hatte, übertrug er auch auf die Tochter seiner einst gefeierten Theaterschönheit. Das muntere, begabte Kind, das als Alters- und Spielgenossin seines kränkelnden Lieblingssohnes Alfred oft in sein Haus kam, erregte sein Wohlgefallen; er lieh oder schenkte ihr Bücher, unterhielt sich oft schon während seiner Morgentoilette mit ihr, ja, wenn schlecht Wetter im hofrätlichen Hause war, erschien schleunigst ein Bote bei Herbsts, der die kleine Louise zu Tische bat, damit sie durch ihr offenes, einschmeichelndes Wesen das Gewitter zerstreuen helfe und den Grimm des gestrengen Hausherrn beschwichtige.

Durch ihn lernte sie schon als Kind von zehn bis zwölf Jahren Walter Scotts Romane kennen, und so wurde der Lesehunger in ihr geweckt, von dem sie noch in späten Tagen zu berichten weiß. Natürlich las sie auch Müllners eigenes Hauptwerk, dem er seine Berühmtheit verdankte, „Die Schuld".

Von den Romanen mußte sie ihm auf ihre Weise den Inhalt wiedergeben, „Die Schuld" lernte sie völlig auswendig und verstand die glatten Trochäen mit so viel Ausdruck zu deklamieren, daß er einst sagte: „Wenn du groß bist, baue ich meine Bude wieder auf."

In „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier" hat sie ihm in dem kleinen, lebendigen Hofrat ein Denkmal gesetzt, wobei sie seine eigenen „Erinnerungen an die Kampftage im Mai 1813" ausgiebig benutzt.

Ein Blatt dankbarer Erinnerung hat sie ihm noch im Alter, beim Herannahen des 100. Geburtstages des Dichters im Jahre 1874, gewidmet, worin sie seine Bedeutung als Mensch und Dichter würdigte und für eine ähnliche Ehrung eintrat, wie sie Novalis zwei Jahre zuvor durch ein Denkmal auf seinem Grabe erfahren hatte.

PÄDAGOGISCHE HOCH... Germanistisches Institut

Ein anderer Mann, der sich mit dem klugen Kinde viel abgab und auf seine geistige Entwicklung großen Einfluß hatte, war Dr. Johann Friedrich Traugott Schütze (nicht Schütz, wie er bei manchen Biographen heißt). Er war am 10. September 1771 als Sohn eines Apothekers in Bischofswerda in Sachsen geboren und somit ein Landsmann Joh. Gottl. Fichtes, und hatte wie dieser und Müllner auch seine Bildung in Pforta erhalten. Er studierte zuerst Theologie, dann Medizin, wurde 1798 nach bestandenem medizinischem Staatsexamen fürstlicher Leibarzt in Lobenstein, dann in Droyßig, wohin die Fürstin übergesiedelt war. Nach dem Tode des Dr. Otto wurde er als Stadtphysikus nach Weißenfels berufen. Neben seinem ärztlichen Berufe, in dem er sich durch seine anerkannte Geschicklichkeit auszeichnete, studierte er auch die Fortschritte nicht nur seiner Wissenschaft, sondern auch der Geschichte und neueren Sprachen. In der Herbstschen Familie ging er als Hausarzt und Hausfreund aus und ein. Wenn auch Louise von sich selbst rühmt, als Kind stets kerngesund gewesen zu sein und keines Arztes bedurft zu haben, so nahm doch Onkel Doktor jede Gelegenheit wahr, ihren Pulsschlag zu prüfen, der dem eines Fieberkranken glich und selten weniger als 120 Schläge in der Minute zeigte.

Er sagte dann wohl: „Du darfst dir darüber keine Gedanken machen, du wirst dein Leben rascher verbrauchen als andere, aber auch mehr davon haben. Viel leben ist besser als lange leben, und ein Frauenzimmer verliert wenig an den Jahren, die ihm über das vierzigste hinaus beschieden sind." So konnte nur ein eingefleischter Junggeselle sprechen. Wie sehr er sich in seiner Voraussage bei Louise von François geirrt hat, hebt sie selbst hervor.

Sie nennt ihn den originalsten Menschen von allen, die ihr je vorgekommen seien, „so unabhängig und auf sich selbst beruhend wie keiner." Der Einfluß, den er auf das junge Mädchen ausübte, machte sich in doppelter Hinsicht geltend. Einmal erweckte er, selbst ein unbestechlicher, wahrheitsliebender Charakter und scharfer Denker, in ihr frühzeitig Wahrheitsliebe, Selbstdenken und Kritik, anderseits lenkte er aber auch, der Zeitrichtung folgend, auf religiösem Gebiete bei seiner rationalistischen Gesinnung ihr Denken in diese Anschauungsweise, nicht zu ihrem Heil, wie sie selbst bemerkt.

Bis zu seinem Tode (am 3. Oktober 1850) hat sie mit ihm in Verbindung gestanden, und in einem Briefe aus jenen Tagen gedenkt sie seiner mit Wehmut: „So still und weise wie sein Leben war auch sein Tod, ein schöner Tod im achtzigsten Jahre mit allen Kräften des Geistes und der Sinne sanft und bewußt hinüberzuschlafen . . . Es ist mir bis jetzt nicht möglich, mir den kleinen Heimatsort ohne den vielgeehrten und vielgefürchteten Rater in der Not zu denken, daß ich seine krumme Gestalt mit den tief gerunzelten Zügen und den

rot entzündeten Augen nicht mehr in den Morgenstunden umherwandeln sehen soll." Auch seiner Persönlichkeit begegnen wir in ihren Werken; in der „Dame im Schleier" ist Dr. Albrecht sicher nach seinem Bilde gezeichnet. Daß auch er ihr von Pforta erzählt hat, ist mit Bestimmtheit anzunehmen.

Eine andere Persönlichkeit, die besonders auf die Gestaltung der Werke der Dichterin einen gewissen Einfluß gewonnen hat, ist die schon erwähnte Großmutter Hohl gewesen, die fast zwanzig Jahre lang im Haushalt der Eltern lebte.

Der Mutter war durch die mehrfachen Todesfälle in der Familie — dem ersten Manne waren Vater und Großvater gefolgt — der harmlose Frohmut, der sie bis dahin beseelt hatte, geraubt; so flüchteten denn die Kinder vor dem ernsten Gesicht der Mutter oft zu der Großmutter, die aus dem unerschöpflichen Born ihrer Erinnerung Geschichte um Geschichte hervorholte.

Wie ein Bild aus einem Märchen mutet uns die Szene an, wie die Dichterin sie selbst in der „Geschichte des Urgroßvaters" schildert. Die Großmutter als Märchenmuhme vor dem Spinnrocken und davor die Enkelin, mit heißen Wangen und feurigen Augen ihren Worten lauschend. Dort heißt es:

„Schon beim Eintritt ruft mir die Großmutter einmal über das andere entgegen: „Ich sitze hier auf einer wüsten Insel. Erzähle mir was Neues, mein Lämmchen!"

„Es passiert gar nichts Neues, Großmutter," erwiderte ich.

„So erfinde was, lüge was, die Zeit wird mir gräßlich lang."

„Erfinden kann ich nichts und lügen darf ich nicht. Aber weißt du, Großmutter, erzähle du mir was vom seligen Urgroßvater, das hör' ich so gern." —

Und gleich war sie im Zuge. Stundenlang hörte ich die alten, oft gehörten Geschichten von neuem mit an."

Wer möchte bezweifeln, daß der Großmutter Erzählungen, so wie die Frau Ajas bei ihrem Hätschelhans, in der Enkelin die Lust zum Fabulieren von Kindheit an erregt haben. Bis in die Herzogszeit reichen die Erinnerungen der Alten zurück. So ist auch die Geschichte des Katzenjunkers nach dem Bekenntnis der Dichterin dem Raritätenschatze der Großmutter entnommen, und noch viele andere, die wie diese in „die gute alte Zeit" hineinragen.

„Diese Zeit, in der die gelbe Postkutsche noch sechs Stunden an der Meile fuhr, wo ein aus- oder einsteigender Passagier noch ein Stadtereignis bildete, die Zeit, in welcher der Enkel noch Muße und Laune hatte, die Erlebnisse seiner Altvordern, so weit die Tradition reichte, nachzuleben, diese Zeit erklärt sie für einen Erzähler von ihrem bescheidenen Kaliber für die beste."

Die Kenntnis dieser Zeit verdankt sie der Großmutter ebenso wie die kulturgeschichtlichen Einzelzüge, die Ausdrücke aus dem

Volksmunde, die die Bilder der Vergangenheit so lebensvoll und wahrheitsgetreu erscheinen lassen.

Endlich hatte Louise beim Ausgange ihres Kindesalters noch Gelegenheit, selbst Zeugin eines historischen Vorganges zu sein, der für ihre ganze Lebenszeit von Wichtigkeit sein sollte. Der damalige Chronist der Stadt (Dr. Seidler) berichtet, daß in den Monaten Januar, Februar und März des Jahres 1832 die ihr Vaterland verlassenden polnischen Krieger auf ihrem Zuge nach Frankreich auch Weißenfels berührt hätten. „In Betracht ihrer großen Hilfsbedürftigkeit waren auch hier die meisten Einwohner zusammengetreten und hatten ruhmvoll einen so bedeutenden Fonds zusammengeschossen, daß gegen 2000 derselben in den hiesigen Gasthäusern nach und nach ganz unentgeltlich gespeist und getränkt wurden. Tränen der Dankbarkeit zollten dafür jene tapferen und edeln, aber unglücklichen Krieger, und es gab dabei oft herzzerreißende Szenen." Für Unglück und Not fremden Volkstums hat ja der Deutsche immer offenes Herz und offene Hand gehabt — von den Griechen an bis zu den Buren, zumeist ohne Dank dafür zu ernten — wie hätte da das leidenschaftlich fühlende junge Mädchen — auch darin ganz zur Deutschen geworden — nicht Mitgefühl haben sollen? „Wie habe ich bei 13 Jahren — 1830 und auch noch später für die Polen geschwärmt und wie ist ihr Schicksal auch heute noch der harte Bissen, der mir als Preußin unverdaulich im Magen liegt!" schreibt sie an Meyer (Brief 86, S. 167) und kaum ein Jahr später (S. 185) erregt sie sich über „die von Bismarck angedrohte Expropriation, für die sie keinen überzeugenden Grund auch nur für die politische Notwendigkeit jener Maßregel ersehen könnte." — Ob sie wohl heute, nachdem mit der Wiederherstellung Polens ihr Lieblingswunsch in Erfüllung gegangen ist, ganz ohne Sorgen in die Zukunft schaute oder ob ihr das Wort des von ihr bewunderten Bismarck vor die Seele träte: „Befreite Völker sind nie dankbar, sondern anspruchsvoll."

Übrigens hat sie unter ihren Frauengestalten auch zwei Polinnen geschildert und das polnische Wesen vorzüglich zu charakterisieren verstanden, die beiden Mütter der jungen Heldinnen, Loris im „Katzenjunker" und Liskas in den „Zwillingsföhnen".

Den Abschluß von Louisens Kindheit bildete eine Reise mit den Eltern nach Bad Teplitz, deren sie sich nach fast 40 Jahren mit frischer Begeisterung erinnert. Reisen war immer ihre Lust, leider hat sie ihre Sehnsucht selten genug stillen können. Desto lebendiger steht diese Fahrt aus dem Jahre 1833 ihr noch vor der Seele. „Nach einer gemächlichen Tagesfahrt," „so erzählt sie davon im Sept. 1872 in den „Erinnerungen aus Teplitz", „gefiel es unserem Hauderer, der sich während der Rast in Peterswaldau mehr als rätlich zugute getan hatte, um die Säumnis einzuholen, seine Pferde ohne Hemmschuh den Rollendorfer Paß hinausjagen zu lassen. Zur Rechten und zur

Linken wurde der Wagen hin- und hergeschleudert; die Meinen zitterten ob der halsbrecherischen Prozedur; bei sechszehn Jahren aber hat jede Gefahr einen Reiz. Hoch oben neben dem verwegenen Rosselenker auf dem Bock blickte ich entzückt in das sich öffnende Tal, das seine Bewohner gern das Paradies von Böhmen nennen hören, und mein Herz schlug in der Erinnerung an die Helden, welche dort unten gleich denen an den Thermopylen Stand gehalten hatten, bis auf der Straße, welche ich hinabrollte, die kaum noch erhoffte preußische Hilfe gezogen kam." Zu allen Zeiten und allerwärts, auch im fremden Lande, ist ihr historischer Sinn wach und zaubert ihr Bilder aus der Vergangenheit vor, die auch in ihren späteren Erzählungen immer die Grundlage bilden sollten.

Jugend- und Brautzeit.

Das Jahr 1834 bezeichnet eine Wende in Louisens Leben, nicht nur insofern, als sie in das gesellschaftliche Leben ihrer kleinen Heimatstadt eingeführt wurde, sondern auch dadurch, daß sie das höchste Glücksgefühl kennen lernte, das leider nicht seine dauernde Erfüllung finden sollte.

Wie einst ihre Mutter, so war auch Louise eine ungemein liebliche Erscheinung. Ein Aquarellbild aus jenen Tagen zeigt sie in der Tracht der Zeit mit großem Hut und Schleier in zarter Jugendschöne.

Wenn bei dem leidenden Zustand der Mutter und den häuslichen Verhältnissen — gerade in diesem Jahre (am 1. Januar 1834) war ihr jüngster Bruder Artur geboren — der gesellschaftliche Verkehr daheim etwas eingeschränkt wurde, so nahm sie doch an all den Vergnügungen teil, die Weißenfels damals bot. Es gab auch damals schon eine Ressource, in der Müllner einst den Ton angegeben hatte; sie spielte Klavier, tanzte, machte Kostüm- und Maskenfeste, Theateraufführungen mit, ohne doch ganz in diesen Vergnügungen aufzugehen oder ausschließlich daran Gefallen zu finden. Die kritische Ader in ihr ließ sie schon damals mit einem gewissen Humor über den Dingen stehen. Meyer gegenüber schiebt sie die Schuld auf Byron, unter dessen Zauberbann sie damals blindlings gestanden hätte. Lord Byron sei ja ihre erste Liebe gewesen, die auch die reinste sein sollte. „Durch seine poetische Selbstverklärung hat er mich unersetzlich geschädigt, indem er mir in meinem einzigen Balljahre allen Geschmack an meinen Tänzern, lauter Leutnants, verdarb. Wo hätte sich einer mit meinem Childe Harold vergleichen können?" fügt sie mit leiser Ironie hinzu.

Größeres Gefallen fand sie dagegen an den literarischen Abenden, die die seit 1828 in Weißenfels lebende Schriftstellerin Fanny Tarnow veranstaltete.

So bekannt und gefeiert diese damals war — überstieg doch die Zahl ihrer Werke, ohne die Übersetzungen aus den fremden Sprachen, die Zahl 60 — so wenig ist sie heute bekannt. Deshalb lohnt es sich, auf ihr Leben ein wenig näher einzugehen, da sie auf die dichterische Entwicklung Louisens den größten Einfluß gehabt hat. Außerdem gewinnen wir durch die Briefe an Louise von François, die sich etwa 25 Jahre hinziehen, einen intimen Einblick in beider Leben und in die politischen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse der Zeit. Treuer würde freilich das Bild sein, wenn wir auch Louisens Antwortschreiben besäßen.

Eine warmherzige, geistreiche und tapfere Frau, eine treue Freundin des jungen Mädchens tritt uns in ihr entgegen, deren Einfluß auf Louisens Charakter vielleicht größer gewesen ist, als man bisher angenommen hat.

Fanny Tarnow war am 17. Dezember 1779 zu Güstrow in Mecklenburg geboren und wuchs auf dem väterlichen Gute Neubuckow in Mecklenburg auf. Seit 1794 widmete sie sich der Schriftstellerei, ging nach dem Tode ihrer Mutter 1816 zu einer Freundin nach Petersburg, wo sie auch mit Klinger, dem Freunde Goethes aus der Sturm- und Drangperiode, verkehrte. Ein Roman: „Zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten", gibt über diese Beziehungen zu Klinger vielfach Aufschluß. Ebenso berichten „Briefe an eine Freundin" über den Petersburger Aufenthalt.

Da sie das Klima in Petersburg auf die Dauer nicht vertragen konnte, verließ sie die nordische Hauptstadt und Rußland bald wieder, lebte in Hamburg und Lübeck, seit 1820 in Dresden, seit 1828 in Weißenfels, von wo sie 1842 nach Dessau übersiedelte. Dort hatte sie mancherlei Beziehungen zum Hofe und ist am 20. Juli 1862 daselbst gestorben. Durch ihre Reisen, durch vorübergehende Begegnungen und den dauernden Verkehr mit berühmten Persönlichkeiten blieb sie bis in die letzte Zeit ihres Lebens mit der Literatur und Kunst in Verbindung.

An den erwähnten literarischen Abenden, zu denen sie die gebildete Jugend von Weißenfels um sich versammelte, wurden die neuesten literarischen Erscheinungen besprochen, auch Dichterwerke vorgelesen oder dramatische Werke mit verteilten Rollen gelesen. Mit Louise von François pflegte sie auch sonst bald lebhaften Verkehr.

Zu den regelmäßigen Besuchern dieser Abende gehörte auch ein junger eleganter Offizier, der in Weißenfels in Garnison stand, Graf Alfred Görtz. Daß dieser auch sonst infolge seiner hervorragenden Geistesgaben in anderen Kreisen Anerkennung fand, beweist der Umstand, daß er bei der Gründung des literarischen Vereins im

Jahre 1837, die von akademisch gebildeten Männern, darunter auch Mag. Heydenreich, ausging, sofort aufgefordert wurde, demselben beizutreten und schon im nächsten Jahre zum Sekretär, d. h. zum leitenden Geschäftsführer oder Ordner gewählt wurde. In einer der Sitzungen hat er einen Vortrag über „Staatsverfassung und Kriegswesen" gehalten.

Die häufigen Zusammenkünfte mit Louise von François an den Leseabenden der Tarnow brachten es mit sich, daß Graf Görtz eine tiefe Neigung für das schöne, reichbegabte junge Mädchen faßte, die von ihr herzlich erwidert wurde. Die Eltern gaben ohne Bedenken ihre Einwilligung zu dem Liebesbunde und zur Verlobung. Das Brautpaar war glückselig und machte sich wenig Gedanken um die Zukunft. Von diesem Glück der ersten jungen Liebe spricht die Dichterin selbst in ihren Tagebuchblättern aus Alterstagen, wo sie sich zwischen sonstigen gleichgültigen Eintragungen jenes 19. September 1834 erinnert, an dem wohl ihre Herzen sich gefunden hatten, „dieses reichsten Sonnen- und Weinjahres, des wärmsten Liebesjahres, das sie als strahlendes Geschöpf gesehen hätte," um dann resigniert zu schließen: „Hoffnung ohne Erfüllung, Erinnerung ohne Hoffnung — das heißt Leben."

Damals aber umschwebte sie die Hoffnung, umgab sie das Glück. Ein schöneres, stattlicheres, an Geist und Gemüt reicheres Brautpaar hat Weißenfels selten gesehen. Was der Bräutigam empfand, das drückt ein von ihm bezeugtes Wort aus jenen Tagen aus: „Sie ist meine Fürstin an Schönheit, Geist, Liebenswürdigkeit, aber sie ist auch eben zu schad' für Weißenfels und müßte in einen großen Kreis, an einen Hof." Auch Fanny Tarnow hat sicher zunächst ihre Freude an dem Brautpaar gehabt. Die erste erhaltene briefliche Nachricht ist die Bitte an Louise, dem Grafen Görtz die Einladung zum Teeabend zu übermitteln, und bereitwillig besorgt sie in Leipzig Zigeunerkostüme für eine Polterabend-Aufführung für Graf Görtz und seine Freunde, wobei die Braut wiederum die Vermittlung übernimmt. In herzlichen Worten drückt sie ihre Wünsche für die junge Freundin zu deren 20. Geburtstage aus:

An Louise von François
zum
27. Juny 1837.

„Diesseits der Grüfte
Werde dir alles,
Was nur die Erde
Flüchtig beglückend verleiht.
Jenseits der Grüfte
Werde dir alles,
Was nur der Himmel
Ewig beseligend beut."

Aber die Verlobten konnten nicht an Vermählung denken. Der Bräutigam hatte kein Vermögen, die Braut nur eine unsichere Hoffnung auf ein solches. Erst mußte der Prozeß, der gegen das Naumburger Pupillengericht angestrengt war, gewonnen werden. In dieser Zeit 1836 verkaufte der Gerichtsrat Herbst das alte Hohlsche Familienhaus an den Postmeister Fesca, der die Post dorthin verlegte, während die Herbstsche Familie in die bisherige Post, den gegenüber am Markte liegenden „Halben Mond", zog, in dem sie die folgenden Jahrzehnte gewohnt hat. Aus welchen Gründen der Verkauf geschah, ob pekuniäre Verhältnisse mitgesprochen haben, ist unbekannt.

Daß die Unsicherheit der Zukunft bald anfing, auf Louise niederdrückend zu wirken, und zu der Liebe Glück auch das Leid zu wirken begann, scheint aus einem der nächsten Briefe der Tarnow hervorzugehen. Sie schreibt am 8. August 1838: „Ich wünsche mit der wärmsten Herzlichkeit, daß ein so reich begabtes Wesen wie Sie Sich auch zu einem edlen Wesen mehr und mehr ausbilden möge, dem der Ernst strenger Selbstprüfung und frommer Pflichttreue innewohnt, und es schmerzt mich, wenn Sie so passiv durch das Leben hinschlendern, wie Sie es nach Ihrem Briefe einen Teil dieses Sommers getan haben. Zürnen Sie mir nicht wegen dieser Äußerung, Louise, sie ist ein Beweis meiner wahren Liebe zu Ihnen, und Sie werden mir einst an meinem Grabe noch das Zeugnis geben, daß ich es wahrhaft gut und treu mit Ihnen gemeint habe."

Wie trübe sich die Aussichten für die Brautleute gestalteten — wohl nach einer ungünstigen Gerichtsentscheidung — zeigt ein Brief aus demselben Jahre vom 7. Oktober, worin es heißt:

„Sie selbst scheinen den Verlust Ihres Vermögens mit Jugendmut zu betrachten, mich selbst hat die Nachricht betrübt, ob ich gleich schon seit Jahren von allen Seiten gehört hatte, daß Sie nicht hoffen konnten, etwas zu retten. Noch trauriger ist es, daß mehrere ausgezeichnete Rechtskundige einstimmig der Meinung sind, ein Prozeß würde Ihnen viel Geld kosten und doch zu keinem günstigen Erfolg führen.

Meine Luise, Ihre Zukunft scheint sich ernst zu gestalten und von Ihnen viel Mut und Kraft fordern zu wollen. Sie wissen, Liebe, wie ich über Ihre Verbindung mit Görtz denke. Sie ist ein Jugendtraum und eine Jugendtorheit, die ich Ihnen durchaus nicht zum Vorwurf mache, die ich aber für ein Unglück halte, weil ich die sanguinischen Hoffnungen auf die Zukunft, die Sie beide bei Knüpfung dieses Bandes verblendet haben, nicht teilen kann.

Ihre Aufgabe ist es nun, Teure, mit Ihrem hellen Geist Ihrer Zukunft fest und mutig ins Auge zu sehen und sich schon jetzt die Stimmung dazu anzueignen, deren Sie bedürfen werden, um Sich dereinst nicht beugen zu lassen."

Wie Kassandrarufe mögen der jungen einundzwanzigjährigen Braut die Ausführungen der älteren Freundin erschienen sein. Und doch mußte sie sich eingestehen, daß viel Wahres darin enthalten sei, wußte sie doch auch, wie treu die Freundin es meinte, und wie sie ihr auch ihre tatkräftige Hilfe angeboten hatte.

Zunächst trat keine Änderung in dem Verhalten der Verlobten ein. Noch Ende Juni 1839 sendet die Tarnow dem Grafen Görtz durch Louise Grüße und verspricht, auf seinen Brief zu antworten.

Im folgenden Jahre, aus dem keine Briefe der Tarnow vorliegen, scheint die Verlobung gelöst zu sein. Die Aussichtslosigkeit der Verbindung, die die lange Wartezeit noch weiter ausdehnen sollte, erklärt genugsam den Bruch. Aus den späteren Schicksalen des Bräutigams kann man ermessen, daß er sich dieser Wartezeit nicht gewachsen zeigte und sein Wort zurückerhielt. Auf Louise von François fällt auch nicht der leiseste Schatten.

Was der Entschluß für sie bedeutete, hat kein Mensch erfahren, äußerlich hat sie sich ohne Klage, ohne ein Zeichen des Grolls durchgekämpft, aber zugleich ihre Jugend als abgeschlossen betrachtet. Dem ferneren Ergehen ihres ehemaligen Verlobten wendete sie auch in späteren Jahren ihr Interesse zu und sprach sich in einem Briefe an ihre Cousine Clotilde vom Sylvester 1850 befriedigt darüber aus, daß er nach manchen Irrfahrten und nahem Untergange in Amerika auf einer Farm ein einsames und tätiges Leben führe. Mit einem Segenswunsche für den unglücklichen fernen Freund schließt sie. —

Der liebenswürdige elegante Offizier nach dem Vorbilde des Grafen Görtz erscheint mehrfach in ihren Novellen. Am meisten scheint sie im Phosphorus Hollunder (1857) die Züge für das junge Paar aus ihrem Erleben entliehen zu haben, indem sie wiederum in dichterischer Freiheit die Folgerungen zog, wie sich ihr Leben gestaltet hätte, wenn sie, die Ehe auf unsicherer Basis aufbauend, ihm in die Fremde gefolgt wäre. —

Gleichzeitig verschlechterten sich die Verhältnisse daheim. Nach dem Tode der Großmutter im Anfang der vierziger Jahre erkrankte die Mutter schwer an einem nervösen Leiden. Alles, was mit dem Sterben zusammenhing, Tod, Grab, Friedhof, war ihr ein Gegenstand des Schreckens und trübte ihre Stimmung. Dazu kam der Verlust des mütterlichen Vermögens durch einen Bankerott in der weiteren Hohlschen Verwandtschaft, so daß die Familie, deren Lebensführung sich im großen Zuschnitt bewegt hatte, sich auf das in jener Zeit nicht beträchtliche Diensteinkommen des Stiefvaters angewiesen sah. Die beiden ältesten Söhne waren ins Heer eingetreten und zu Offizieren befördert, der jüngste war als Alumnus in Pforta aufgenommen, um dann später gleichfalls sich der Offizierlaufbahn zu widmen.

Vergebens suchte Louise den Haushalt zu vereinfachen; der Jammer der Mutter, die selbst meist das Bett hüten mußte und die alten guten Zeiten herbeisehnte, hinderte sie, eine durchgreifende Änderung herbeizuführen!

Entsagen und Suchen.

Wir sind damit in die dritte Stufe der Entwicklung der Dichterin eingetreten, die des Entsagens und Suchens. Es ist die traurigste Zeit ihres Lebens, an die sie nur mit Schmerzen zurückdenken konnte: „Arm sein ist nicht schlimm," sagte sie im Hinblick auf diese Zeit, „arm werden ist schrecklich."

Wenn dieser Lebensabschnitt auch die glücklichere Zeit des Aufenthalts bei dem Onkel und des Verkehrs mit der Cousine in sich schloß, so dienten doch diese Jahre auch wieder dazu, den Abstand nachher um so fühlbarer zu machen.

Die erste Zeit nach der Auflösung der Verlobung hatte sie noch im engen Verkehr mit einigen von früher her befreundeten Familien gestanden, unter denen die Familie von Goßler, des späteren Staatsministers, der bis 1844 in Weißenfels angestellt war, besonders hervorgehoben wird. Später, in der Zeit der Not, zieht sie sich immer mehr zurück, und es bildet sich der Hang zur Einsamkeit aus, der in späteren Jahren immer mehr zur charakteristischen Eigenschaft bei ihr wird. Meyer (S 51) gegenüber bekennt sie: „Ich war von jeher viel und gern für mich. Die Verhältnisse hatten mich dazu erzogen. Und eines werde ich noch heute, d. h. wenn meine letzte Stunde schlagen sollte, mit jenen Unverstandenen sagen: „Ich sterbe, laßt mich allein!"

In dieser Zeit wird sie oft von der Tarnow, die inzwischen (1842) nach Dessau übergesiedelt war, eingeladen, dorthin zu kommen und sie zu besuchen, da ihr nach den sorgenvollen Wochen und Monaten am Krankenbett der Mutter eine körperliche und geistige Erquickung Not täte: „Ach, Liebe," so heißt es in einem Briefe vom 28. November 1842, „alles, was Ihrem äußeren Leben an jugendlicher Freude und Heiterkeit fehlt, kümmert mich nicht so, als daß Ihrem inneren Leben Sonnenschein fehlt.

Ich liebe das Edle und Gute, das Gott in das Herz meiner Luise gelegt hat und erkenne es mit wahrhaft mütterlichen Freuden, allein ich weiß, was meiner Luise fehlt: es ist die feste Zuversicht zu edlen Menschen, die innige Überzeugung von der Würde der Menschennatur und dem aus Herz und Gemüt entspringenden Streben nach Vervollkommnung. Sie haben Pflichtbewußtsein und Verstand, Luise, allein das Beste lassen Sie nicht aufkommen, weil Sie sich davor fürchten." —

Den Wunsch, Louise möchte ihre Reisebegleiterin sein, konnte diese nicht erfüllen, ebenso wenig der Einladung entsprechen, Dessau und Wörlitz im Frühlingsschmuck (1843) zu bewundern, sich Geheimnisse aus den reizenden Gefilden zuflüstern zu lassen, da sie der Mutter unentbehrlich war; wohl aber wird sie die Mahnung befolgt haben, sich weiter zu bilden.

Die Bildungsgeschichte der Heldin aus der ersten größeren Novelle: „Der Erbe von Saldeck", der Luitgard, deren Name bezeichnend an ihren eigenen Namen anklingt, gibt wohl ihre eigene Geschichte wieder:

„Georg bewunderte den ernsten Bildungsgang des jungen Mädchens. Bei ihrer einsamen Erziehung und abgeschiedenen Lebensweise waren ihr die Eindrücke eitlen, kleinlichen Frauentreibens fremd geblieben; früher ihren Unterricht, später jeden anregenden Verkehr erhielt sie durch Männer, und selbst der Umgang mit dem abgeschlossenen Vater gewöhnte sie an eine sinnende Richtung, denn der Freiherr sprach niemals oberflächlich oder über Unbedeutendes.

Wohl mochte sie einer heiteren, vertraulichen Kindheit entbehrt haben, und ein allzufrüher Ernst würde ihrer weiblichen Entwicklung Eintrag getan haben, wenn nicht in den knappen Verhältnissen des Hauses ihre Tätigkeit so sehr in Anspruch genommen worden, alles heimische Behagen, die Möglichkeit, aus ihrem engen Zustande heraus auch noch anderen nützlich zu werden, nur auf ihrer Sorge, ihrem Fleiß, ihrer gewissenhaften Verwaltung beruhend gewesen wäre. Und so entfalteten sich in freier stiller Natur, gefördert durch ein seltsames, widerstrebend scheinendes Schicksal die beiden stärksten Triebe, die ihrem Wesen eingeboren schienen, der Trieb des Lernens und des Helfens zu einer schönen Harmonie." Das ist offenbar eine Selbstcharakteristik, die die beiden Seiten auch in Louisens Wesen treffend hervorhebt. Auf ihren Lern- und Leseeifer haben wir schon vorher hingewiesen. Nach ihrem eigenen Zeugnis (Meyer, Brief S. 51) war sie je früher je mehr „eine Lesetigerin, die mit Gier alles verschlang, was sich irgend Gedrucktes vorfand; das Unverstandene natürlich am gierigsten, insofern es nur mächtig pathetisch klang." Je länger je mehr aber kam Ordnung und Plan in den Gang ihrer Lektüre. Gewiß verschmähte sie die damaligen Modeschriftsteller nicht; in dem Briefwechsel der Tarnow tauchen alle berühmten Namen jener Tage auf. Aber es sind nicht nur die Unterhaltungsschriftsteller, denen sie Zeit und Mühe widmet. In ihren Novellen und Romanen finden wir oft genug den Niederschlag ihrer Lesetätigkeit. An erster Stelle steht Goethe, der hochverehrte, dem sie eine unbeschränkte Bewunderung zollt. Auch Shakespeares Dramen finden oft genug Erwähnung, wodurch die Dichterin ihr tiefes Interesse bezeugt. Außer für Byron,

unter dessen Zauberbann sie in der Jugendzeit stand, hatte sie auch für Shelley und andere Engländer viel übrig, unter den Franzosen war es Jean Jacques Rousseau, der es ihr angetan hatte. Auch Italienisch lernte sie und verstand Manzonis Verlobte im Urtext zu lesen.

Vor allem aber begünstigte sie auch ernste Geschichtswerke, und selbst tiefe philosophische Werke blieben ihr nicht fremd, wie sie dem Freunde Meyer offenbart, daß sie auch Kants „Kritik der reinen Vernunft" studiert habe.

Mit einiger Sicherheit können wir annehmen, daß sie sich auch damals schon in eigenen schriftstellerischen Arbeiten versucht hat, wenn wir von ihr hören (Meyer, Brief 10, S. 21), daß die kleine Erzählung, „Maria und Joseph", die den ersten Band der Spemannschen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" vom Jahre 1881 einleitet, vielleicht sogar eine Stilübung aus der Backfischzeit sei, die keinesfalls in der Absicht abgefaßt sei, iemals einem Menschen vor Augen zu kommen." Bescheiden wie immer beim Urteil über ihre Arbeiten, nennt sie die nach einer calabresischen Sage entworfene Erzählung „ein Lümpchen von Machwerk, das sie nur in Ermangelung von etwas Besserem geliefert habe, um die nötige Bogenzahl des ersten Heftes zu füllen."

Im Jahre 1845 wollte ihre Freundin Tarnow ihrem Versprechen gemäß, durch die Tat zu helfen und für ihre Zukunft zu sorgen, auch wirklich nachkommen, und so fädelt sie sehr diplomatisch einen Plan ein, der, wenn auch in etwas anderer Form, den oben angeführten Wunsch des Grafen Görtz zur Erfüllung bringen sollte.

Um diese Zeit verläßt am Dessauer Hofe die Erzieherin der Kinder der Prinzessin Friedrich, eine Französin namens Bretteville, ihre Stellung. In diese Stellung sollte Louise eintreten, deshalb nach Dessau kommen, mit der Prinzessin bekannt werden und von dieser selbst dazu aufgefordert werden, die Stelle zu übernehmen. Die Kinder seien unbeschreiblich liebenswürdig, liebedürstend, liebegebend.

Da Louise wenig Aussicht auf Wiedererstattung ihres Vermögens habe, so sei ihr dem Anschein nach doch kein unabhängiges Leben beschieden, und gerade diese Tätigkeit biete ihren geistigen Fähigkeiten genügend Spielraum bei dem Bewußtsein einer würdigen Tätigkeit. Dazu bleibe ihr immer das elterliche Haus als Asyl.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie weit besonders der Wunsch der Tarnow, die junge, geliebte Freundin in der Nähe zu haben, bei diesem Wunsche mitsprach. Tatsächlich ist im Laufe des Sommers 1845 eine Anfrage bei Louisen erfolgt, aber infolge einer augenblicklichen Krankheit der Wunsch nicht zur Ausführung gekommen.

Vielleicht kam ihr die Krankheit auch gelegen, denn noch immer hoffte man im Herbstschen Hause auf einen glücklichen Ausgang des Prozesses.

Dagegen folgte sie dem Rufe ihres Oheims, des vorher mehrfach genannten jüngsten Bruders ihres Vaters, des Generals Karl v. François, der damals Kommandant von Minden war. Die Frau war ihm vor kurzem gestorben, die drei älteren Töchter verheiratet, die jüngste noch daheim und bedurfte der leitenden mütterlichen Freundin.

Louisens Mutter fühlte sich damals leidlich gesund und besaß an einer treuen und tüchtigen Dienerin eine zuverlässige Pflegerin. So siedelte Louise von François im Jahre 1848 nach Minden in das Haus des Oheims über.

In dem Lebensbilde der Dichterin schildert die schon erwähnte Tochter Clotilde das Zusammensein mit der bis dahin ihr fremden Cousine sehr eingehend und mit großer Herzlichkeit.

Mit einem gewissen Mißtrauen und mit Sprödigkeit sah sie dem Ankömmling entgegen, aber bald flog ihr Herz der Verwandten entgegen. Louisens offenem, liebevollem Wesen konnte sie nicht widerstehen; bald richteten sie sich Wohn- und Schlafzimmer gemeinsam ein und öffneten auch einander ihr Inneres.

Clotilde rühmt, welch eine Fülle neuer idealer Interessen und Anschauungen durch die Cousine in ihr Leben hineingekommen sei. Nicht nur über Literatur und Kunst, auch über Religion und Politik hätten sie verhandelt.

Auch mit dem Onkel wußte sich Louise gut zu stellen, so daß er ihr selbst ihre freiheitlichen Ideen zugute hielt. Gerade die Ereignisse des Jahres 1848 boten ja manche Gelegenheit zu Meinungsverschiedenheiten, die sich leicht zu scharfen Gegensätzen hätten entwickeln können. Durch beiderseitiges Entgegenkommen wurden sie vermieden.

Da der Oheim als Stadt-Kommandant auch ein großes Haus führte und geistig hervorragende Persönlichkeiten dort verkehrten, so fand Louise außer dem größeren Lebenszuschnitt, den sie jahrelang entbehrt hatte, auch viel geistige Anregung, die ihrem späteren Beruf als Dichterin äußerst förderlich war.

Zu den bedeutendsten Persönlichkeiten dieses Kreises zählte Freifrau Elise von Hohenhausen geb. von Ochs, die sich durch Herausgabe von Gedichten, Erzählungen und Novellen dichterischen Ruhm erworben hatte. Am 4. November 1791 zu Kassel geboren, hatte sie sich schon 1809 mit dem damaligen westfälischen Distriktspräsidenten, späterem preußischem Regierungsrat von Hohenhausen vermählt und in Münster, Minden, Berlin und zuletzt wieder jahrzehntelang in Minden gelebt. Sie starb am 2. Dezember 1857 in Frankfurt a. O. Die Bekanntschaft mit Louise von François führte zu einem Freundschaftsbunde, der auch über die Zeit ihres Zusammenseins andauerte und für Louisens schriftstellerische Tätigkeit von hoher Bedeutung

ward; war es doch Frau von Hohenhausen, die für die erste Arbeit der unbekannten Dichterin einen Verleger fand.

So war nach jeder Seite hin der Aufenthalt in Minden für Louise von François eine höchst glückliche Zeit. Das finden wir in den Briefen der Tarnow bestätigt, die offenbar der Widerhall ihrer eigenen Briefe sind. So sagt diese unter dem 27. September 1848 nach dem Ausdruck der Freude über den Aufenthalt in Minden: „Der Mensch bedarf des Wechsels seiner Umgebung, einer Anregung von außen, um sich dem lähmenden Einfluß der Einförmigkeit der Lebensweise zu entziehen und seinem Geist und seinem Herzen neue Schwungkraft zu geben," und weiter am 30. April 1849: „Sie leben in Verhältnissen, in denen Sie mit Geist und Liebe wirken können und das bleibt immer das Höchste und Beste, was uns das Leben zu gewähren vermag."

Daß Louise mit der ihr eigenen Empfänglichkeit auch dort überall beobachtete, „schaute", wie es ihre Freundin Frau von Ebner nennt, die Schönheit des Landes auf sich wirken ließ, den Volkscharakter gründlich studierte, geht aus einer Reihe von Novellen hervor, deren Stoff und Örtlichkeit sie dem Aufenthalt in Minden verdankt. Es sind dies „Judith, die Kluswirtin", „Natur und Gnade" und „Die Sandel", in welch letzterer sie offenbar die Gestalt des Obersten dem Wesen ihres Oheims entnahm und mit Zügen aus dem Leben ihres Stiefvaters verband.

Weiter lernte sie, die Soldatentochter, mehr als es in ihrer Familie und in der kleinen Garnison Weißenfels möglich gewesen war, das Soldatenleben im Frieden in jener Zeit, das Janitscharentum, wie sie es öfter nennt mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, mit seinem Einfluß auf Familie, gesellschaftliches und öffentliches Leben kennen und schildern.

Besonders aber zog sie die Gestalt des Oheims an. Den Vater hatte sie mit Bewußtsein nicht persönlich gekannt. Hier erschien ihr sein Bruder, der wohl in vielen Dingen sein Widerspiel war, eine kraftvolle, markige Persönlichkeit, in dem die feurige Natur seiner Ahnen hervorbrach, ein Mann von kühner Entschlossenheit und Tatkraft, der sich in seiner Jugend in vielen Gefahren durch seine Geistesgegenwart, Unerschrockenheit, Tapferkeit glänzend bewährt hatte und sich „im mutigen Kampf des Einzellebens auf den hochgehenden Wogen einer bewegten geschichtlichen Vergangenheit — es ist die Napoleonische Zeit von 1806 bis 1815, von Jena bis Belle-Alliance — hindurchrang," wie seine Tochter Clotilde treffend sagt: „ein Mann, in dessen Charakter nichts Laues und Halbes lag."

Was sie nicht selbst beobachtete, was sie nicht aus seinen Erzählungen oder denen anderer hören konnte, das entnahm sie seinen handschriftlich vorliegenden Lebenserinnerungen, aus denen sie manche Stellen wörtlich in ihre Novellen aufnahm. So ist die

Louise von François, Jugendbildnis. (S. 23.)

Louise von François
bei einer Aufführung in polnischer Tracht im Jahre 1847.

Heldentat der Überrumpelung Halberstadts auf dem Schillschen Zuge 1809 Wort für Wort in des „Doktors Gebirgsreise" übergegangen, und der Brausekopf von Leutnant wird dort gebührend gefeiert. Die Irrfahrten nach der Flucht vom Hohenasperg, wobei er sich durch seine Tanzkunst unterhält, legt sie dem französischen Raul, dem Vater Liskas, bei; durch seine Teilnahme am russischen Feldzug 1812 wird sie veranlaßt, den russischen General, der in der Zeit des Jammers im deutschen Lande keine Befriedigung findet und das Heil in der Fremde sucht, in „Fräulein Muthchen" und im „Jubiläum" auftreten zu lassen. In den „Stufenjahren" finden wir in der Flucht des jungen Hartenstein Anklänge an Karls Flucht aus dem Kadettenhause, vor allem aber hat der Dichterin sein Charakter bei der Zeichnung des jüngeren Raul in den „Zwillingssöhnen" vor der Seele gestanden, allerdings wandelt sie die treue deutsche Gesinnung, die ihn nach dem Frieden aus russischem Dienst in die Heimat zurückkehren ließ, in französische Sympathien um.

Die schöne glückliche Zeit in Minden sollte bald zu Ende gehen. Der unglückselige Prozeß, den die Francoisschen Erben um den Ersatz des väterlichen Erbes führten, wurde zu ihren Ungunsten entschieden, und, wie die Tarnow vorausgesagt hatte, brachte er für die verlierende Partei große Unkosten.

Am Anfang des Jahres 1850 traf die verhängnisvolle Kunde in Minden ein. Louise reiste sofort nach Weißenfels, um den Eltern in diesen trüben Tagen beizustehen. Die Mutter war sehr leidend, der Vater ernst gestimmt und von Arbeit überlastet. Beide hatten mit der Möglichkeit, den Prozeß zu verlieren, nicht gerechnet. Louise selbst auch nicht. Wenigstens lesen wir Ähnliches aus dem Briefe der Tarnow vom 7. Februar 1850 heraus: „Ich habe auf den Gewinn Ihres Prozesses nie gehofft, und daher überrascht es mich so schmerzlich, daß es Sie unvorbereitet trifft. Meine liebe Luise, lassen Sie sich nicht durch diese Entscheidung beugen; ich weiß, daß Sie nicht um Ihrer selbst willen trauern, sondern daß es der Gedanke ist, Ihrem Vater nicht ersetzen zu können, was er für Sie getan hat." Mit dem Hinweis auf die väterliche Pflicht der Fürsorge für die Kinder wird dann Louisens allzu zartfühlendes Bedenken beschwichtigt.

Nicht minder groß ist Louisens Sorge, wie sie die Gerichtskosten aufbringen sollten: sie hat nichts, der Bruder ebenso wenig, da wäre es doch besser gewesen, meint sie in einem Briefe an Clotilde, der Vater wäre ohne Vermögen gestorben, oder man hätte ihnen nach der Raschkauschen Katastrophe gesagt: „Ihr habt nichts, kommt durch die Welt, wie die meisten anderen Menschen, die auch nichts haben!" In jenen Tagen soll sie auch, wie Hartwig in seinen Erinnerungen an die Dichterin berichtet, ganz entschlossen ihre seidenen Kleider weg-

geschlossen haben, um anzudeuten, daß solche nicht mehr in ihre jetzigen Verhältnisse paßten.

Es war eine aufregende und arbeitsvolle Zeit für Louise, allen Forderungen gerecht zu werden; sie hätte, so berichtet sie, beim Öffnen eines jeden Briefes buchstäblich einen Dolchstoß empfunden. „Am schmerzlichsten, verstimmendsten war ihr die Erkenntnis ihrer eigenen Schwäche. Sie hatte viel mehr von sich erwartet, soviel mehr Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Geistes. Das Schmerzlichste war ihr, als ihr Flügel weggetragen wurde, der alte treue Gefährte, der ihr über manche bange Stunde des Lebens hinweggeholfen hätte; da habe sie sich der Tränen nicht enthalten können."

Nachdem die Verhältnisse daheim geregelt zu sein schienen, verließ sie im Jahre darauf noch einmal die Heimat. Clotilde von François hatte sich vermählt, der Oheim den Abschied genommen und wollte nach Halberstadt in Pension gehen. Er bat sie, seinem vereinsamten Hause vorzustehen. Daß seine Wahl auf Halberstadt fiel, hing wohl mit seinen Jugenderinnerungen zusammen, da er hier im Schillschen Korps die schon erwähnte Heldentat vollbrachte, die Garnison überrumpelte und gefangen nahm, die westfälischen Kassen für sein Korps erbeutete.

Auch Halberstadt hat großen Eindruck auf Louise gemacht, vor allem der Dom, der in den beiden Novellen „Hinter dem Dom" und „Die goldene Hochzeit" bei ihr eine so eingehende und liebevolle Schilderung findet, daß man annehmen muß, daß diese Schilderungen schon damals unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschauten entstanden sind.

Im Herbst 1852 siedelte dann der Oheim nach Potsdam über, wo das junge Ehepaar von Schwartzkoppen wohnte, und Louise folgte ihm auch dorthin. Doch scheint der zweite Aufenthalt ihr weniger behaglich gewesen zu sein, es fehlte der vertraute, engere Verkehr mit der Cousine, die anregende Geselligkeit, da der Oheim sehr zurückgezogen lebte und oft abwesend war. Da mahnt denn die Tarnow zum Aushalten und Ausharren, denn sie sei dem Oheim unentbehrlich. Immer und immer wieder hält sie ihr das schöne und reine Pflichtgefühl vor, das mehr und mehr das herrschende Element ihres Seins geworden sei und mehr und mehr werden würde. Tröstend fügt sie dann noch hinzu: „Unser Erdenleben ist ein Garten, in dem wenig Knospen sich zu Blüten entfalten und diese wenigen fast nie zu Früchten reifen."

So ist Entsagen und Pflichterfüllung der herrschende Grundton in dem Leben einer Frau geworden, die dazu geschaffen schien, zu beglücken und beglückt zu werden. Derselbe Ton klingt auch wieder in einer der Randbemerkungen, die sich im Anfang ihrer schriftstellerischen Tätigkeit öfter finden, wenn es heißt: „Arbeit

und Pflicht sind unsere Mächte"; oder in „Florentine Kaiser": „Ich will arbeiten lernen, um arm sein zu können."

Da der Aufenthalt beim Oheim nicht allzu lange mehr währen konnte, so standen die Pläne um Louisens Zukunft für die Tarnow im Vordergrunde. Natürlich würde sie es gern gesehen haben, wenn Louise sich noch verheiratet hätte, und sie ergreift jede Äußerung, die darauf hindeutet, mit Freuden. „Ich wüßte Sie so gern verheiratet, ich bin so fest überzeugt, daß Sie jeden guten Mann glücklich machen und auch selbst glücklich werden würden." Verheiratet sein, ist ihr das lohnende Bewußtsein, zu beglücken.

Der nächste Gedanke richtet sich auf eine Stiftsstelle. Doch eine solche ihr auszuwirken, geht nicht an, da ihr mütterlicherseits die Ahnen fehlen, eher fände sie vielleicht in der (noch jetzt bestehenden) Rotherstiftung in Berlin für Töchter von Offizieren ein Unterkommen.

Der Gedanke, nach England zu gehen, den Louise erwogen hat, wird von der Tarnow von vornherein verworfen, da das Sklaverei bedeute und für sie nicht passe. Diese Auffassung hat sich die Dichterin selbst zu eigen gemacht, wenn sie Cornelien in der „Gouvernante" sagen läßt: „Eine Lebensstellung als Erzieherin in England zu suchen, schreckte mich die geringschätzige Auffassung jedes abhängigen Verhältnisses."

Daß durch Vermittlung der Tarnow sich auch der Dessauer Hof für das Schicksal der François interessierte, geht aus weiteren Mitteilungen hervor. So hat eine Hofdame Frau v. M . . . . . an ein Gnadengesuch bei der Königin Elisabeth gedacht, damit ihr von Staatswegen das verlorene Vermögen ersetzt würde, ja, die Prinzeß Agnes von Anhalt sollte gleichfalls in dieser Angelegenheit an die Königin schreiben und das Gesuch befürworten. Zu einem solchen Schritt war Louise bei ihrer Zurückhaltung und ihrem Zartgefühl natürlich nicht zu bewegen, und der Prinzessin wurde ein solches Vorgehen vom Hofe nicht gestattet.

Endlich hofft die Tarnow im Jahre 1852, daß bei der Vermählung der Prinzessin Agnes mit dem Erbprinzen von Altenburg Louise als Hofdame mit nach Altenburg gehen könnte, ein schnell auftauchender Plan, der sich auch nicht verwirklicht.

So bleibt denn nur eins noch für Louise übrig, die Schriftstellerei, und damit kommen wir zu der wichtigsten Stufe in dem Leben der Dichterin, der des dichterischen Schaffens.

Die Zeit des dichterischen Schaffens.

Louise von François hat es im brieflichen Verkehr wie auch in mündlicher Unterhaltung mehrfach ausgesprochen, am eingehendsten und klarsten Conrad Ferdinand Meyer gegenüber, daß sie niemals aus innerem Drange geschrieben habe, nicht wie viele gute und schlechte Autoren, weil sie es nicht lassen konnte. Erst von außen gedrängt, schon den Vierzigen nahe, habe sie sich dazu entschlossen. Das Heraustreten in die Öffentlichkeit sei ihr eine Widerwart gewesen.

Das können wir der Frau, bei der jeder Zug die Wahrhaftigkeit selbst ist, aufs Wort glauben.

Auch aus den immer sich wiederkehrenden Bemühungen der Tarnow, Louise von François der Schriftstellerei zuzuführen, geht hervor, wie schwer sich diese dazu entschließen konnte.

So spielt tatsächlich das Horazische Wort

„paupertas impulit audax, ut versus facerem"

(Es trieb die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, mich — Verse zu machen, an) und das der Not entsprungene Wort Reuters zu seinem Lowising: „Ich kann ja auch einmal ein Buch schreiben," bei dem Entschlusse Louisens von François, sich der Schriftstellerei zu widmen, eine Hauptrolle. Sie suchte einen Weg, die häuslichen Verhältnisse bessern zu helfen, und fand ihn in der schriftstellerischen Betätigung.

Noch im Jahre 1852 mahnt die Tarnow: „Ich möchte Sie so gern von einer lebhafteren Teilnahme an Literatur, Kunst und Wissenschaft ergriffen sehen, weil ich es an mir selbst erlebe, welche Elastizität mir diese gibt. Sie sind reich in sich selbst, meine Louise, aber es ist mir ein dunkles Rätsel, wie alle die Herrlichkeiten der Natur und Kunst, die Sie in Berlin und Potsdam gesehen haben, Sie so gleichgültig gelassen haben."

Vielleicht ist gerade dieser Brief der Antrieb für Louise geworden, aufzuzeichnen, was ihr Potsdam sagte, denn ein kulturhistorischer Aufsatz über diese Stadt war das erste, was von ihr gedruckt wurde. Bei ihrem ausgesprochen historischen Sinne lagen ihr solche Arbeiten nicht weniger als die novellistischen, und so hat sie später eine ganze Reihe ähnlicher Aufsätze folgen lassen, in denen Kulturhistorisches, Landschaftliches und Empfundenes sich einte, so in dem oben angeführten Stimmungsbilde „von der Saale", dem Aufsatze über „Teplitz", über den „Karlsbader Sprudel" u. a. Die Aufsätze wurden von den Zeitschriften gern aufgenommen und gut honoriert. So bittet Julius Rodenberg (1873) für seinen Salon gerade um eine derartige Arbeit, nachdem er im Jahre zuvor den Aufsatz über „Teplitz" hatte erscheinen lassen.

Auch an literaturgeschichtlichen Themen hat sich Louise von François gern versucht und ihren Lieblingen ein Denkmal gesetzt. Im Deutschen Museum von Robert Prutz (1856) findet sich eine längere Anzeige über „Das Leben von George Sand", deutsch von Claire von Glümer. Nach A. Bettelheim (Briefwechsel mit Meyer S. 275) gibt die Verfasserin nur einen gehaltvollen Auszug aus dem Memoirenwerk der Sand, unter fortwährender Beziehung auf Goethe. Die Arbeit stammt aus der Feder der François; der letzte Zweifel, der sich etwa noch erheben könnte, wird beseitigt durch ein im Nachlaß befindliches Bruchstück des Konzepts.

Zwei literaturgeschichtliche Arbeiten aus späterer Zeit behandeln Müllner (1874) und Seume (1878). Sie gelten mehr den ihr sympathischen oder befreundeten Persönlichkeiten als den Dichtern, beide sind aus demselben Anlaß, wegen Errichtung eines Denkmals, geschrieben. Während in dem ersten Aufsatze die Jugenderinnerungen vorwiegen, preist sie im zweiten weniger den Dichter Seume als vielmehr „den treuen, deutschen, unbestechlichen, wahrhaft gotterfüllten Mann, den Biedermann, dem als einzige Vatergabe die Eigenart geworden war, keine Ungerechtigkeit sehen zu können, ohne aufzuschreien." Die Geistesverwandtschaft war es, die ihn ihr nahe brachte.

Das Hauptgebiet ihrer schriftstellerischen Tätigkeit war jedoch die Novelle und der Roman.

Wie wir den Charakter der Dichterin bisher kennen gelernt haben, so ist es leicht zu verstehen, daß sie in ihrer mimosenhaften Scheu, der tiefen Innerlichkeit, die das Zurschaustellen der Gefühle vermeiden möchte, es nur schwer über sich gewann, an die Öffentlichkeit zu treten, ja daß sie selbst ihrer Freundin Tarnow ihre Arbeiten vorenthielt. Sie muß sich daher noch im Jahre 1854 (12. November) von dieser tadeln lassen: „Sie sehen auf eine literarische Tätigkeit so vornehm herab, das mißfällt mir; aber ich begreife, wie sehr Sie sich vor dem offenen, ganz unverhohlenen Ausdruck Ihrer Empfindungen, selbst Ihrer Gedanken scheuen. Ihre Phantasie ist sich Ihrer Schöpfungsgabe noch nicht deutlich genug bewußt geworden. Ach, liebe Luise, welche Schätze tragen Sie in Sich verborgen und wie unabhängig machen uns unsere Dichtungen vor der Außenwelt. Liebe Luise, ich weiß nichts Besseres für Sie, als literarische Tätigkeit."

Und wenige Monate später (Februar 1855) warnt sie, daß sich Louise mit Übersetzungen begnüge. „Mit Übersetzungen ist es nichts, man verarmt dabei, statt reicher zu werden. Was ich wünschte, ist, daß Sie aus dem inneren reichen Quell schöpfen, um zu gestalten."

Die Tarnow will ihr auch beim Unterbringen ihrer Arbeiten behilflich sein, um ihr das bittere Gefühl zu ersparen, mit ihren Ar-

beiten hausieren zu gehen. Ein klein wenig scheint die Eifersucht mit im Spiel gewesen zu sein, da sie erfahren hatte, daß sich Louise an ihre Freundinnen aus Minden, Frau v. Hohenhausen und ihre Tochter, gewandt habe. Tatsächlich war diese die Veranlassung geworden, daß die erste Arbeit Louisens in dem von H. Hauff geleiteten Morgenblatt in Stuttgart Aufnahme fand. Die Tarnow erklärte daher, „ihr Name habe noch immer guten Klang, um ihr behilflich sein zu können."

Sie hat dann auch noch im Frühjahr desselben Jahres (1855) die Genugtuung, eine größere Arbeit Louisens in der Kühneschen Wochenschrift „Europa" in Leipzig anzubringen, gewissermaßen Patenstelle dabei zu übernehmen und ihr das erste Honorar im Betrage von 15 Talern, „das erste Angeld einer ebenso ehrenvollen als selbständigen Existenz" übersenden zu können."

So bezeichnet das Jahr 1855 den Beginn der schriftstellerischen Laufbahn Louisens v. François, wenigstens des Hervortretens an die Öffentlichkeit.

Anfangs war sie nicht zu bewegen, mit ihrem Namen zu zeichnen, selbst ein Pseudonym widerstrebte ihr, so ist der Aufsatz über George Sand unterzeichnet: „Von einer Dame." Viele Aufsätze sind anonym erschienen. Die Tarnow bittet sie, doch wenigstens mit ihrem Vornamen zu unterzeichnen. Erst allmählich gebraucht sie ihren vollen Namen.

Inzwischen war der Oheim im Februar 1855 gestorben und Louise zu ihren Eltern nach Weißenfels zurückgekehrt. Sie fand diese hinfälliger als je zuvor: die Mutter meist bettlägerig, da sie sich zu ihrem Nervenleiden noch einen Hüftgelenkbruch zugezogen hatte; den Vater von einem Augenleiden befallen, das sich als Star auswies und zehn Jahre später zur völligen Erblindung führen sollte. So fiel ihr das Los der Krankenpflegerin zu, die Tätigkeit des Helfens, wie sie es im „Erben von Saldeck" schildert, und in „Fräulein Muthchen" rühmt. „Das Schlachtfeld der Frau ist das Krankenbett, mag sie darauf liegen oder daran Wache halten," dies Wort des Majors v. Kettenloß an seine Tochter hat sie an sich selbst erfahren, denn auch für sie selbst kam bald die Zeit der Krankheitsnöte.

Zwanzig Jahre fast währte diese neue Prüfungszeit. Wie wir aus den Briefen der Tarnow entnehmen, wollte sie manchmal das Gefühl der Mattigkeit, der Entmutigung, der Hoffnungslosigkeit überwältigen. Aber wir würden Unrecht tun, wenn wir daraus bei ihr den allgemeinen Stimmungsgrad dieses Zeitabschnittes ablesen wollten. Briefe sind gar zu oft der Ausdruck einer Augenblicksstimmung, die der Schreiber vielleicht längst überwunden hat, wenn der Briefempfänger erst Kunde davon erhält und sich darum

bangt und sorgt. Für Louise war es ein Bedürfnis, der treuen Freundin das Herz auszuschütten, denn sie hatte in der alten Heimat niemand, der ihr so nahe gestanden hätte, von dem sie Anregung und Trost hätte erfahren können. Die Eltern schwer leidend und verzagt, die drei Brüder als Offiziere in fernen Garnisonen, die Bekannten und Freunde aus alter Zeit verstreut oder fremd geworden, so war sie auf sich selbst angewiesen.

Da fand sie denn *Trost in ihrer Arbeit*. So viel sie sich abmüßigen konnte, ohne daß die Ihrigen etwas von dem Zwecke ihres Tuns wußten, saß sie an ihrem Schreibtische und begann zu fabulieren und den Gestalten, die sie innerlich geschaut, Leben zu verleihen.

Wie Lessing in „Emilia Galotti" den Maler Conti sagen läßt, daß Rafael das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er auch zufällig ohne Arme und Hände geboren wäre, so können wir mit demselben Recht behaupten, daß *Louise von François ein großes dichterisches Talent* gewesen wäre, auch wenn sie keine Zeile geschrieben hätte. — Wir aber wollen die Not preisen, die ihr die Feder in die Hand zwang und sie ihre Scheu überwinden lehrte.

Daß sie bald selbst Genugtuung über ihre Arbeit empfand, lehrt uns der Brief der Tarnow vom 2. August 1855: „Ich fühle so lebhaft mit Ihnen, wie arm die Außenwelt ist, und desto größer ist meine Freude, daß meine Luise mehr und mehr der *inneren Schätze* inne wird, durch deren Benutzung sie immer unabhängiger und reicher werden muß."

Und so ist denn für Louise von François nicht das oft kümmerliche Honorar die Hauptsache gewesen, was ihr die Dichtkunst brachte, sondern das durch Arbeit und Pflichterfüllung wiedergewonnene Gleichgewicht ihrer Seele, die innere Zufriedenheit und das Glück des Schaffens, zu dem sie sich allerdings nur allmählich emporrang.

Es war sicherlich von großem Vorteil für ihre Dichtungen, daß Louise von François erst in reiferen Jahren, als fertiger, abgeklärter Mensch, zu dichten begann. So verraten schon die ersten Novellen die Vorzüge der späteren Meisterwerke, eine scharfe Linienführung im Aufbau, plastische Gestaltung der Charaktere, eine Fülle tiefer Gedanken, einen sittlich gesunden Grundton, der nicht aufdringlich lehrhaft wirkt, einen frischen Humor, besonders bei der Schilderung niederer Volkskreise, und einen gewandten Stil, auf dessen Ausfeilung sie den unermüdlichsten Fleiß verwandte. Sie ruhte nicht eher, als bis sie die dem Gedanken genau entsprechende Form gefunden hatte, so daß alles knapp und klar zum Ausdruck kommt.

Dem besten Prüfstein eines Werkes, daß man es nicht nur zum zweiten Male lesen kann, sondern es mehrfach lesen muß, um alle Schönheiten zu ergründen, halten die ihrigen stand.

Fast alle Probleme, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Menschheit bewegten, werden von ihr behandelt: Aufhebung der Gutsuntertänigkeit und Gleichstellung der Stände, Ausgleich der Stände durch Aufgabe der Standesvorurteile und Anerkennung der Tüchtigkeit, Niedergang des Adels und Wiederaufbau desselben durch Aufgehen in das Bauerntum, Offiziersehre und Duell, evangelisch-reformierte Union, Mischehe und Freidenkertum, ferner Bilder heimischer Art und Sitte aus dem Volke, aus den einzelnen Ständen, die mit wunderbarer Schärfe und Natürlichkeit entworfen sind, und endlich die tiefsten Fragen nach dem Sinne des Lebens, dem Glück des Menschen.

Aus der Fülle des Stoffes ist ersichtlich, daß es sich bei Louise von François nicht um Arbeiten nach der Schablone, wie sie sich sonst bei manchen schriftstellerischen Damen finden, handeln kann. Wohl steht bei den meisten die hohe Auffassung von dem Beruf des Weibes voran, steht die Gestalt einer Heldin im Handeln oder Dulden im Vordergrunde; aber auch hierbei zeigt sich stets so große Mannigfaltigkeit in der Ausführung, daß von einer bloßen Wiederholung der Charaktere nicht die Rede sein kann.

Das schließt nicht aus, daß unter den Novellen auch weniger gelungene sich befinden. So ist auch die Tarnow mit der „Geschichte einer Häßlichen" nicht zufrieden. Auf Louisens Anfrage nach ihrem Urteil über diese Novelle sagt sie: „Liebe Luise, wie hat Ihr Schönheitssinn das Bild einer so bestialischen Häßlichkeit auffassen können? — — — es läßt sich der Häßlichkeit gewiß eine poetische und auch eine sittlich schöne Ansicht abgewinnen, — aber so rein tierisch, so ohne alle Ahndung, ohne alle Aussicht auf Versöhnung mit dem Schicksal und dem Individuum!"

Nach Hartwigs Mitteilung (Deutsche Rundschau 1893, S. 461) gehörte gerade diese Novelle, so wie „Natur und Gnade", die auch wegen ihrer Unwahrscheinlichkeit beanstandet worden war, zu den Dichtungen, für die ihr wirkliche Menschen gesessen hatten, und Louise hat offenbar diese Novelle vor Augen, wenn sie an Meyer (S. 10) schreibt: Alle meine Charaktere sind erfunden, und wo einmal copiert, als Karrikaturen verschrieen worden.

Dieser Punkt bringt uns auf die Entstehungsgeschichte ihrer Dichtungen überhaupt. Auf dem bisherigen Gange unserer Darstellungen haben wir schon in die Werkstatt der Dichterin hineingeschaut und gefunden, wie sie Einzelzüge aus ihrem Leben, aus dem ihrer Familie oder auch Fernstehender verwertete und mit der Handlung verwebte.

Auch den Stoff gab ihr, wie sie an Meyer (Briefe S. 29) berichtet, meist „ein Alltagsereignis, beobachtet oder gelesen, das sich unter einem gewissen ideellen Brennpunkt zusammenfassen ließ". So

soll (nach Hartwig) die einzige Tatsache, die „Die Reckenburgerin" entstehen ließ, darin bestanden haben, daß ein hergelaufener Strolch sich einer ehrbaren Dame in Weißenfels als früh ausgesetzter Sproß habe aufdringen wollen. Ein solcher Ausgangspunkt genügte ihr, um die reichste Handlung zu erfinden. Wenn sie selbst in demselben Briefe „die Phantasie als die schwächste Partie ihres Ingeniums" bezeichnet, so spricht daraus „dieselbe Bescheidenheit, mit der sie sonst ihre Geisteskinder herabsetzt, ja verleumdet", wie ihre Freundin Ebner es nennt. Das wußten auch die Verleger und Herausgeber, wie denn Hauff in seinem letzten Briefe (März 1865) an sie schreibt: „Die Weise, in der Sie den Wert Ihrer eigenen Produktionen in Frage zu stellen lieben, ist uns wohl bekannt. Wir lassen uns daher durch die Äußerungen in Ihrem gefälligen Schreiben nicht abschrecken." Auch beim Beginn ihrer schriftstellerischen Tätigkeit hatte sie sich in einem Briefe an ihre Cousine Clotilde (1856) mit gleicher Bescheidenheit über ihre Dichtungen geäußert: „Der zarte poetische Hauch, der aus dem Herzen sich über die Farben ergießt, fehlt mir; meine kleinen Schreibversuche, diese Kinder der nicht drängenden Liebe, sondern der Not, der Reflexion und der Reminiszenz, sind keine Dichterblüten, aber es ist mir unmöglich, die Natur und ihr Recht im Kampfe untergehen zu lassen; alle meine kleinen Erzählungen haben im Rahmen meiner Erfahrungen dasselbe Streben, der durch Herkommen und Sitte verkümmerten inneren Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen." Als ob man Lessing über sich urteilen hörte, klingt diese Selbstkritik, dem sie übrigens auch im Rühmen ihres Fleißes nahesteht, wenn sie sagt: „Ich habe allezeit mühsam und langsam gearbeitet, Gewissenhaftigkeit ist mein einziges Verdienst."

Es ist sicher, daß ihre Kunst gewisse Schranken hatte. So gelingt ihr die Schilderung des vergangenen Jahrhunderts 1712 bis 1815, von den letzten Herzögen von Weißenfels Christian und Johann Adolph II. bis zu den Befreiungskriegen, die sie aus den Erzählungen von Augenzeugen kennt, besser, als die Zeit, die sie selbst mit durchlebt. Deshalb klagt sie im „Katzenjunker": „Wessen Auge nur scharf genug wäre, in dem weitgespannten Horizonte ein Einzeldasein zu unterscheiden; wessen Ohr nur fein genug, um in dem lauten Getriebe einen Naturlaut zu erhorchen!" Sie bleibt lieber bei der Altväterzeit. Und altväterlich bleibt auch die Art der Darstellung. Mit Vorliebe bedient sie sich des Chronikenstils, der Ich-Erzählung. Da kann sie förmlich schwelgen in der Darstellung verklungener Ereignisse und Anschauungen, vergangener Sitten und Gebräuche.

Daß dabei zuweilen die Kunstform des historischen Romans darunter leidet, ist zu verstehen. Neuerdings hat Elisa-

beth Krause in einem eingehenden, gehaltvollen Aufsatze (in den Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn X. 5/6) die Hauptromane der Francois in dieser Hinsicht einer kritischen Untersuchung unterzogen und ihre Schwächen dargelegt. Auch die Dichterin selbst empfindet das besonders in dem Roman „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne", über dessen Komposition sie tadelnd sagt: „Hätte ich, anstatt die Fabel einem indifferenten Dritten in den Mund zu legen und nach meiner leidigen Manier, beim Großvater anzufangen und beim Enkel zu enden, den Leser von vornherein versetzt in medias res eines schweren Familienkonflikts, bedingt durch den unserer bedeutendsten vaterländischen Zeit, so würde der Roman vielleicht zu den wenigen historischen gehören, die wert sind, noch von der nächstfolgenden Generation gelesen zu werden."

Bei den meisten Erzählungen und vornehmlich den größeren Romanen ist ja der historische Hintergrund von großer Bedeutung.

Es ist schon darauf hingewiesen, wie sie diese Kenntnis besonders für die Zeit der Freiheitskriege erworben hat. Zu einer Vertiefung trug noch das Vorleseramt ein, das sie in aufopfernder Hingabe und Pflichterfüllung bei ihrem erblindeten Stiefvater übernommen hatte. Nicht nur eine Menge Geschichtswerke, sondern auch alle möglichen nur erreichbaren Chroniken und Berichte aus dieser Zeit dienten als Lesestoff, so daß sie eine so genaue Kenntnis jener Heldenzeit gewann, daß sie daran gehen konnte, eine „Geschichte der preußischen Befreiungskriege" zu schreiben. Von 1855 bis 1874 hat sie sich damit beschäftigt, ehe das Werk im Druck erschien. Wie es früher den jungen Offizieren auf der Kriegsakademie zur Lektüre empfohlen ist, so würde es auch heute noch für die Schulen wegen seiner klaren, übersichtlichen Darstellung, der glänzenden Charakteristik der Personen und der echt vaterländischen Gesinnung eine vortreffliche Schullektüre sein und verdiente gleichfalls, von neuem herausgegeben zu werden.

Auch aus vielen anderen Werken klingt wahre Vaterlandsliebe, eine Verherrlichung des Preußentums mit seiner strengen Pflichterfüllung hervor, so daß gerade in heutiger Zeit eine Wiedererweckung dieser Erzählungen angebracht wäre.

Das Los des unbekannten Anfängers in der Schriftstellerei ist ihr nicht erspart geblieben. Sie hat gehofft und gebangt für ihre Musenkinder, hat manche Abweisung erfahren, manches Manuskript zurückkehren sehen. Selbst die Tarnow muß ihr (Dezember 1856) ein Manuskript zurücksenden, ohne einen Verleger dafür gefunden zu haben, mit der Weisung, es doch an Cotta oder Hackländer weiterzusenden.

Ein großer Erfolg war es für sie gewesen, daß Hermann Hauff, der Bruder des Dichters Wilhelm Hauff, vom Cottaschen Morgenblatt, den „Erben von Saldeck“ (Ort der Handlung: Gosek) annahm und 90 Taler dafür zahlte; höchstens 25 Taler hatte sie dafür erwartet. Dagegen erhielt sie 1857 für Phosphorus Hollunder von einem anderen Verlage nur 15 Taler, so daß sie meinte, sie täte wohl besser, für die Mutter die brüderliche Garderobe in Stand zu halten.

In dieser Zeit, in der sie offenbar auch körperlich leidend war, was nach den vielen seelischen Aufregungen nicht Wunder nimmt, wird sie der Tarnow wieder einen hoffnungslosen, lebensmatten Brief gesandt haben, auf den diese am 25. Juni 1857 antwortet: „Nein, meine Luise, so dürfen Sie nicht sein. Es darf auf dem Standpunkt, auf dem im Leben Naturen, wie Sie und ich stehen, nicht davon die Rede sein, was wir erleben, sondern wie wir den Stoff, den uns das Leben bietet, für unser höheres Leben zu gestalten und benutzen wissen.

Sie sind vor so vielen, vielen reich begabt, Sie werden von treuen Seelen geliebt. Ihr Geist, Ihr Herz — o Luise, wie dankbar sollten Sie sich dieser Segensquelle erfreuen, die Gott in Ihr Leben gelegt hat. Ist es denn nicht dankenswert, daß Sie in Ihrem Talent ein ebenso ehrenvolles als einträgliches Mittel besitzen, Sich ein eigenes selbständiges Einkommen zu verschaffen? . . .“ Nachdem sie ihr dann nochmals Mut zugesprochen hat, spricht sie die Hoffnung aus, „daß die Brunnen- und Badekur Louisen neu beleben und zu neuem Schaffen und Gestalten anregen werde.“ Etwas überschwenglich fügt sie dann noch hinzu: „Ich weiß unter Hunderten von Schriftstellerinnen keine, die sich einer so allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hat, wie Sie.“

1858 wurde Louisens Novelle „Hellstädt“ mit einem Preise gekrönt. In ihrer uns bekannten Bescheidenheit wird sie davon wenig Rühmens gemacht haben. Damit ist die Tarnow nicht einverstanden. Nachdem sie in einem Briefe (vom 9. April 1858) ihre Freude ausgedrückt hat, fährt sie fort: „Aber, mein Herz, es betrübt mich, daß Sie so wenig Wert darauf setzen und blind gegen die ausgezeichnete Anerkennung sind, die Ihnen vor vielen Hunderten wird. Mir ist wenigstens in meinem Leben kein Beispiel vorgekommen, daß eine junge Schriftstellerin solchen Erfolg hat wie Sie und das ohne Protektion, ohne Journalisten-Intriguen. — Meine Luise, wenn Sie wüßten, wie mich das freut. Fürsten und Fürstinnen ohne Zahl rechnen es sich zur Ehre, in Literaturkreisen aufzutreten, und Sie, meine Luise, scheuen sich davor. —

In der Zeit bis Anfang der sechziger Jahre sind die meisten ihrer Novellen entstanden, z. T. lassen sich in den Manuskripten die Ent-

stehungstage der einzelnen Kapitel oder doch das Jahr feststellen. Außer den schon genannten Blättern wie das Morgenblatt Europa, Salon, kamen die Novellenzeitung von Dürr, die Hoeferschen Hausblätter, später auch der Bazar und die Allgemeine Modenzeitung u. a. in Frage. Keil von der „Gartenlaube" behielt ein Manuskript sehr lange, so daß die Tarnow deshalb ganz zuversichtlich auf Annahme hoffte; dann schickte er es mit dem Bemerken zurück, daß er schon eine große Reihe ständiger Mitarbeiter habe. Nach dem Reckenburgerin-Erfolg beschwerte er sich, daß man ihn nicht auf die Dichterin aufmerksam gemacht habe.

Eine weitere Sorge ergab sich bald aus dem Wunsche, einen geeigneten Verleger für die Sammlung der Novellen in Buchform zu finden. Die Tarnow gibt ihr eine ganze Reihe von Verlegern an, auch solche, die sich dazu — aber erst ein Jahrzehnt später — bereit gefunden haben.

Beim Beginn der sechziger Jahre war die Familie in das Haus an der Promenade übergesiedelt, das die beiden großen Romane „Die letzte Reckenburgerin" und „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" hat entstehen sehen. Der erstere ist so oft gerühmt, analysiert, gewürdigt worden, daß an dieser Stelle von einer eingehenden Besprechung abgesehen werden kann.

Nur ein Wort über das Verhältnis der Dichterin zur Titelheldin. Louise von François hat es stets mit Entschiedenheit abgelehnt, daß sie sich selbst in ihrer Heldin gezeichnet habe. Und doch ist es so, wie auch in den anderen kraftvollen, herben Frauengestalten, in Fräulein Muthchen, in der Judith, der Cornelie in der „Gouvernante", der Gräfin Fink, ihre eigene Natur zutage tritt.

Marie von Ebner-Eschenbach hebt richtig hervor, daß auch hier Louisens Bescheidenheit maßgebend gewesen sei: „Sie fand das Bild geschmeichelt, und auch nur eine Linie größer erscheinen, als sie war, einen Hauch mehr Lob und Bewunderung ernten, als sie zu verdienen glaubte, dagegen bäumte sich ihr Stolz auf."

An „Hardine" und den anderen genannten Heldinnen tritt so recht der innere Zwiespalt in der Natur der Dichterin zutage. So wie sie jene schuf, so entschlossen, so tatkräftig möchte sie auch sein, ist sie in ihrer Phantasie, ihrem Wollen. In der Wirklichkeit den Willen in die Tat umzusetzen, fehlt ihr Kraft und Gelegenheit. Aber auch so wird sie im Roman zur Erzieherin und Bildnerin des Volkes, indem sie vorbildliche Persönlichkeiten schafft, die das „in Recht und Ehren" zur Geltung bringen.

Obgleich ihr Name in der literarischen Welt schon guten Klang hatte, gelang es ihr doch nicht, die „Reckenburgerin" unterzubringen. H. Hauff hatte ihn schon für das „Morgenblatt" angenommen, als er starb und seine Zeitschrift einging. In beweglichen Worten

schildert Louise in einem Briefe an C. F. Meyer die Irrfahrten des Romans — von Verlag zu Verlag, selbst nach Amerika — bis dann endlich nach Jahren (1871) durch Vermittlung von Otto Roquette die Romanzeitung von Otto Janke den Roman für 100 Taler erwarb und auch in Buchform herausgab.

Aber erst die glänzende Besprechung von Gustav Freytag im „Neuen Reich" 1872 und sein Urteil: „Sie ist eine Dichterin von Gottes Gnaden", verschaffte dem Werke die gebührende Stellung in der deutschen Literatur. Nur eins vermißt er: „Die freudige, gehobene Stimmung, welche bei einem schönen Kunstwerk auch nach der Darstellung düsterer Ereignisse zurückbleiben soll. Ein Ton von Trauer und Entsagung, derselbe herbe Ernst, der durch das Leben der Heldin geht, bleibt in dem Leser zurück." Er findet das Fehlen des Sonnenscheins nicht im Leben der Dichterin, die ihm unbekannt war. Wenn er das Leben der Dichterin und ihrer Familie gekannt hätte, so würde er die trübe Stimmung doch wohl verstanden und sich gewundert haben, daß sie noch solche Werke schaffen könne, denn der Roman war in den traurigsten Krankheitstagen der Mutter entstanden. Das Leid hatte sie zur Dichterin gemacht.

Mit Freytag blieb die Dichterin fortan in Verbindung; sie erfreut sich auch weiter seiner Fürsprache. Zeugnis dafür ist ein Brief Freytags im Weißenfelser Museum, eine Antwort auf einen Dank der Dichterin — es handelt sich offenbar um die Unterbringung der „Stufenjahre eines Glücklichen" — der die liebenswürdige Art des Dichters erkennen läßt:

Siebleben, 25. August 1877.

Liebes, gnädiges Fräulein!

Es war nicht mein Verdienst, sondern Ihr Name, und ich nur der Schutzmann auf der Gasse, welcher die Hausnummer wies. Die Bedingungen sind anständig.

Guten Morgen, Collega, und die gebührende Huldigung höherer Weiblichkeit.

Von Herzen
Ihr ergebenster
Freytag.

Schon im Kriegsjahre 1866 hatte die Dichterin ihren zweiten großen Roman „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne" begonnen, in den Kriegsjahren 1870/71 hat sie ihn vollendet. Von ihm, seiner Entstehungsgeschichte und von seinen Urbildern war schon oft die Rede.

Zwei Zwillingsbrüder, von denen der eine, Hermann, die Stammesmerkmale der flämisch-sächsischen, der andere, Raul, die der französischen Stammeseltern in schroffer Ausprägung zeigt, werden

zu Trägern der Handlung. Der somit von Natur zwischen ihnen bestehende Gegensatz wird verschärft durch das Eingreifen der großen Napoleonischen Zeit mit ihren Wirren, indem jeder für seinen Stamm Partei ergreift und somit nicht nur persönlich der Gegner seines Bruders wird. Eine weitere Steigerung führt die Eifersucht herbei, da Raul die der französischen Linie der Familie entstammende und ihm im Wesen verwandtere Braut Hermanns, Liska, diesem entfremdet und sich mit ihr verlobt. Wie in Schillers feindlichen Brüdern der „Braut von Messina", steht auch hier die Mutter zwischen den Brüdern mitten inne, für beide sorgend, der deutschen Sache von Herzen zugetan, aber nicht minder um den jüngeren, den Schmerzenssohn, bangend. Das Schlimmste wird vermieden; die Brüder begegnen sich nicht im Kampfe, aber Raul stirbt infolge innerer Erregung im Kampfe, nachdem er sich mit dem Bruder noch versöhnt hat — „ein Sinnbild für die Menschheit, aus dem Haß zur Liebe, aus Tod zum Leben in das vollendende Einst sich durchzuringen." „Sei es das letztemal," so läßt die Dichterin ihren Wunsch für die Menschheit durch den Mund des Pfarrers aussprechen, „daß Brüder gegeneinander standen, daß einer begehrt nach des anderen Glück; . . . aus dem Hader quelle die Versöhnung, aus der Zwietracht sprosse die Einigkeit; es komme der Tag, den wir ahnend erschauen, der Tag, wo es nur noch Brüder gibt: Blutesbrüder, Volksbrüder, Menschen-, Christenbrüder." — Der Wunsch der Dichterin ist nicht in Erfüllung gegangen, kann nicht in Erfüllung gehen. Ihre Befürchtung, daß sie, die Alte, das „saigner à blanc" noch erlebe, das das Kriegsgeschrei von 1887 (Meyer, Briefe S. 204) erwarten ließ, hat sich nicht verwirklicht. Ein blutiges Ringen der Völker wie im jetzigen Weltkriege ist ihr erspart geblieben.

Um die Hauptpersonen des Romans gruppieren sich eine große Anzahl Nebengestalten, die der Handlung große Lebendigkeit, dem Zeitbilde die rechte Farbe verleihen. Dazu der historische Hintergrund mit lebenswahren, packenden Bildern wie die Schilderung z. B. des Brandes von Moskau, der Schlacht von Dennewitz und anderseits die Kleinmalerei, die eine getreue Schilderung der Sitten und Gebräuche jener Tage gibt. — Erschwert wird der Genuß beim Lesen dadurch, daß die ganze Erzählung als Bericht des Jugendfreundes der Mutter, des Erziehers der Knaben, gegeben wird, daß wir mit seinen Augen sehen, mit seinem Herzen fühlen müssen. Aber der Erzähler ist doch schließlich die Dichterin selbst, die dadurch Gelegenheit findet, ihre überlegene Kunst in der Behandlung vergangener Zeiten darzutun.

Während es die „Reckenburgerin" bei Lebzeiten der Dichterin auf vier Auflagen gebracht hatte, erschien von den „Zwillingssöhnen" nur eine zweite im Jahre 1881.

Bald nach dem Erscheinen der „Reckenburgerin" und nach dem Abschluß der „Zwillingssöhne" war Louisens Mutter am 1. Juli 1871 gestorben, noch im Tode einen Ausdruck von so holder, mild lächelnder Verklärung tragend, daß nach dem Zeugnis der Tochter „die Betrachter in andächtigem Entzücken, wie vor etwas nie Erlebtem davor weilten," gerade so, wie es Judith in dem Totenantlitz des sächsischen Mütterchens fand.

Drei Jahre später, am 22. Mai 1874, wurde der Stiefvater, der fast bis zuletzt an allen großen Ereignissen lebhaften Anteil genommen hatte, durch einen sanften Tod erlöst. Die Ausführungen der Dichterin in der Reisenovelle „Zu Füßen des Monarchen" über das Mitleid und die schonende Geduld den Greisen gegenüber, besonders wenn sie unsere Ahnen sind, stammen aus ihrer eigenen Erfahrung.

Da sie nun allein stand, wählte sie eine kleinere Wohnung und zog nach dem Kleinickeschen Hause, Deichstraße Nr. 2, in dessen Mansarde sie bis zu ihrem Tode ein freundliches Heim fand. Paul von Szczepanski hat diese Wohnung in seinem Nachrufe im „Daheim" (1894. 6 vom 11. November 1893) beschrieben und für immer die Mär von dem dürftigen Dachkämmerchen und dem jammervollen Leben, das sie nach der Fama führen sollte, abgetan. Auch in dem Meyerschen Briefwechsel hören wir ja oft genug von der Einrichtung ihrer Wohnung, dem Umbau, dem sie ihren Wintergarten im Turm verdankte, und dem Blick auf die Saale, um dessentwillen sie Weißenfels nicht verlassen wollte.

Es begann für die Dichterin noch eine Zeit rüstigen Schaffens. In ihrer Mansarde sind „Die Stufenjahre eines Glücklichen", „Der Katzenjunker", die Reisebriefe aus Chamounix „Zu Füßen des Monarchen", das Lustspiel „Der Posten der Frau" entstanden, sowie einige novellistische Versuche, die nicht zum Abschluß gediehen sind.

In den „Stufenjahren eines Glücklichen" bildet „das Axiom von dem Erbteil in unserem Blut" das Hauptthema. Wie im „Monarchen", S. 164, „dünkt sie dieses auch hier eitel Dunst. Das gute Beispiel bildet gute Sitten".

Der Glückliche ist der jüngste (zehnte) Sohn des durch den Trunk vom wohlhabenden Bauern zum Armenhäusler herabgesunkenen Klaus Frey, der nach dem Tode der armen Mutter Hanne das Kind als Zehnten (Dezem) ins Pfarrhaus bringt. Hier wird er voll Erbarmen aufgenommen und wächst inmitten der reichen Töchterschar, als Pflegesohn von der prächtigen Pfarrersfrau mit gleicher Liebe gehegt und gepflegt, auf dem reinen Boden und in der reinen Atmosphäre des christlichen Pfarrhauses auf. Als Königspate erregt er auch die Teilnahme des emporgekommenen Amtmanns im Dorfe, der ihn der Landwirtschaft zuführen möchte. Aber nicht dieser

gilt sein Streben, sondern schon als Schüler wendet er sein Interesse der Betrachtung des Himmels und der Gestirne zu. Auf Wunsch des Pflegevaters studiert er zwar Theologie, aber schließlich durch eine Tat der Nächstenliebe mit dem Gesetz und dem Gewissen in Konflikt gebracht, geht er ganz zur Astronomie über. Durch die Liebe eines edlen jungen Mädchens aus adligem Stande gewinnt er eine weitere Stufe des Glücks; die höchste ist die, die er selbst zum Schluß schildert. Mit der Pfarrerfamilie steht in engem Zusammenhange eine Reihe anderer, besonders die des Amtmanns, dessen Tochter ein Mitglied aus der Familie des Schloßbesitzers geheiratet hat. So ergeben sich die mannigfachsten Wechselbeziehungen und eine Erweiterung des Schauplatzes nach allen Seiten des Reichs. Für uns Weißenfelser ist ja sicher die durchsichtige Schilderung der heimatlichen Gegend am packendsten, aber auch die Bilder aus der Ferne sind klar und scharf umrissen. Wieder ist der historische Hintergrund von großer Bedeutung; von den Tagen der preußischen Erhebung gegen das Napoleonische Joch an bis in das Revolutionsjahr 1848 werden uns Bilder entworfen, in denen uns die die Zeit bewegenden Ideen entgegentreten.

Es ist ein Erziehungsroman ersten Ranges, der vielfach unsere modernen übertrifft und sich den beiden anderen großen Romanen der Dichterin würdig zur Seite stellt. Möchte er in der neuen Ausgabe viele Leser finden!

Überraschend wirkt es, daß sich auch die Stufenjahre zum Schluß als ein Bericht des Hauptheldenan seinen Sohn entpuppen. Nötig wäre diese Wendung nicht gewesen, aber ungern würden wir das Fazit vermissen, das der glückliche Pfarrdezem von seinem Leben zieht und als Mahnung an seinen Sohn weitergibt: „Es sind Feiglinge, und sie waren es seit Jahrtausenden, die da sagten und sagen: nichts lieben und nichts glauben, nichts erstreben, noch ersehnen, als die Ruhe des nichts, heiße weise sein und einzig Erdenglück. Schwächlinge und Ärmlinge! Die Ärmsten unter uns! Sie kennen unsern Reichtum nicht einmal, unsern Reichtum selbst in der Traurigkeit, die kein Menschenglück und keine Menschenweisheit löst, weil sie das ewige Erbteil ist, das den Menschen erst zum Menschen macht.

Kämpfe darum mutig, mein Sohn, und scheue die Wunden nicht, um das, was du in dir trägst, zu behaupten im Gestritte der Welt! Denn nur dieses Eigenste ist dein Glück. Das holde Gestirn, an dem wir die Sonnenkraft ermessen, es hat auch über deiner Wiege gestanden und wird dich leiten durch das Leben, bis es als Abendstern dir leuchten wird dort hinüber, wo wir mit reiferen Sinnen das Wandelbare erfassen und mit tieferem Sinne das Unwandelbare zu ergründen hoffen.“ —

Das Kleinickesche Haus in der Deichstraße 2, in dessen Mansarde die Dichterin von 1874—1893 wohnte.

Dasselbe Haus mit dem Wintergarten. (S. 47.)

Ausblick auf die Saale von der Mansarde. (S. 47.)

Auf den „Katzenjunker" hatten wir schon hingewiesen. Auch er ist ein echtes Kind der Françoisschen Muse: chronikartig in der Ausführung, altertümlich im Inhalt durch das Zurückgehen auf die Herzogszeit, psychologisch packend durch die selbstquälerische Art des Haupthelden, herzerquickend durch die Schilderung Loris als holder Mädchenblüte und junger reiner Frau. Der Schauplatz der Handlung ist Dahme mit seinen weiten Wäldern, die Residenz des Herzogs Johann Adolph II., dessen Charakterzeichnung dem historischen Bilde bei weitem mehr entspricht als die in dem bekannten Roman „Souverän" von A. v. d. Elbe. Ansprechend wirken auch die eingestreuten Naturschilderungen.

Vom „Katzenjunker" erklärte die Dichterin, daß sie sich darin selbst gezeichnet habe, auch von dem Reisebrief aus Chamounix „Zu Füßen des Monarchen" bekennt sie, daß er ihr Selbstporträt, das einzige, enthalte. Er ist in Tagebuchform geschrieben und behandelt das bei der Dichterin öfter wiederkehrende Thema von der Adoption eines Kindes. Auch die Tarnow hatte schon davon gesprochen, daß sie in der Erziehung eines vermögenden Kindes eine Lebensaufgabe finden könnte. Bei der Vorliebe der Dichterin für die Kinder — die alte Kinderfreundin nennt sie sich oft — ist es natürlich, daß Erziehungsfragen in ihren Werken eine hervorragende Rolle spielen und pädagogisch-wertvolle Gedanken sich in ihnen finden.

In der Frage der Kindesannahme spricht sie mehrfach den Grundsatz aus, daß „die Wiege des Kindes nicht verrückt werden dürfe," so in der oben genannten Novelle und in der „Schnakenburg", während sie in den „Stufenjahren" den „Pfarrdezem" aus der Hutmannshütte in das Pfarrhaus übersiedeln und sein Glück finden läßt.

Nicht alle Arbeiten der Dichterin sind in die Novellensammlungen übergegangen, manche wohl auch nicht vollendet. Unter den Manuskripten findet sich der Beginn einer Erzählung von der „Beneckensteiner Marlene" ohne Titel, und „Die Geschichte von einem lustigen Nönnlein" aus dem Jahre 1878, deren Handlung in die Tage bald nach der Reformation verlegt ist, also weit über die sonst von der Dichterin behandelte Zeit zurückgeht.

Während Louise von François in ihren Novellen und Romanen die moderne Form des Epos pflegt, liegen von lyrischen Gedichten keine Proben vor. Die wenigen kleinen Widmungsgedichte, die an Freunde und Bekannte gerichtet sind, erheben sich nicht über das gewöhnliche Niveau des Gelegenheitsgedichtes.

Wenn irgendwo, so hätte sie in „Natur und Gnade" der Susanne, der sie eine hervorragende lyrische Begabung andichtet, empfindungsvolle Lieder in den Mund legen können. —

Dagegen haben wir noch eine dramatische Bearbeitung ihrer anziehenden Novelle „Der Posten der Frau", ein Lustspiel, das, wie sie an Meyer (S. 31) schreibt, „in einem Anfalle von Übermut von ihr zurechtgestutzt sei; ein Mondkälbchen, dessen Veröffentlichung im Grunde eine Torheit sei."

Hier spricht aus der Dichterin nicht nur die Bescheidenheit, sie übertreibt in der Herabsetzung ihrer Dichtung, offenbar um eine ihr unangenehme Enttäuschung zu beseitigen. Das Höchste in der dichterischen Kunst war auch ihr die dramatische Darstellung. Deshalb mahnt sie ihren Freund Meyer (S. 25) wiederholt, sich „im Drama, Lustspiel oder Trauerspiel zu versuchen; am liebsten in beiden, denn wir brauchen beide, und Sie vermögen beide, Sie allein unter den heutigen, bis dato bekannt gewordenen." Seine Art, die Personen plastisch vor sich zu sehen, befähige ihn dazu.

Diese Gabe besaß sie aber auch selbst; auch ihr traten die Gestalten ihrer Erzählungen plastisch greifbar vor die Augen, nirgends mehr, als in der Geschichte, die auf dem alten Heimatboden spielte, an dem Tage, der ihre Heimatstadt in die allergrößte Gefahr gebracht hatte, beim Sturm Friedrichs des Großen auf die Stadt am 31. Oktober 1757. Bei diesem dichterischen Versuche treten alle äußeren Gründe zurück, es ist „der innere Trieb des Talents", der sie drängt, das Höchste zu leisten.

Die Handlung des Lustspiels schließt sich eng an die Novelle an: Eleonore von Loß, die Tochter eines preußischen Generals aus der Zeit der ersten Schlesischen Kriege ist in der Einsamkeit ihres ostpreußischen Gutes Ganditten aufgewachsen. Bei ihrem ersten Ausfluge in die Welt lernt sie auf den glänzenden Hoffesten in Dresden den Grafen Fink auf Burgwerben kennen und glaubt in ihm das Ideal eines Helden zu finden. Sie vermählt sich mit ihm, muß aber bald erkennen, daß an dem galanten Ehgemahl vieles Schein ist und er dem erträumten Heldenbilde nicht entspricht, vor allem, als Friedrich der Große, ihr Heldenkönig, „mit starkem Griff in die gleißende Welt der blendenden Flitter" eingreift. Wie jämmerlich erscheint dagegen der willenlose, nur der Laune und der Lust dienende Sachse, wie fällt er auch dem chevaleresken Herzog Crillon, dem Führer der Franzosen unter Soubise, gegenüber ab. Dieser, ein Edelmann ohne Furcht und Tadel, liegt in der gräflichen Stadtwohnung im „polnischen Hause" zu Weißenfels in Quartier und bringt der schönen Wirtin seine Huldigungen dar, so daß diese darüber ländliches Schloß und Söhnchen vergißt, ohne auch nur im geringsten ihres Mannes Ehre zu verletzen. Als aber der Graf aus übertriebener Eifersucht auf listige und gewaltsam-brutale Weise Eleonore von dem für die französischen Gäste veranstalteten Festballe fernhält, glaubt diese sich in ihrer Ehre gekränkt und will mit ihrem Söhnchen und dem Kammerdiener Lehmann,

einem alten Invaliden von Mollwitz, zum Vater zurückkehren. Diese Flucht wird ihr zur Pflicht, als sie durch eine Bemerkung Lehmanns merkt, daß beim ferneren Bleiben Herzog Crillon ihrem Herzen und seine Verehrung ihrer Ehre gefährlich werden kann. Aber der Flucht stellen sich mancherlei Hindernisse entgegen. Als sie auf den Fährmann wartet, der sie nach ihrem Gute übersetzen soll, naht König Friedrich mit der Vorhut seines Heeres, um die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen.

Während Lehmann seinen ehemaligen Kameraden den Weg durch die Defileen und auf die Höhe weist, belehrt der König, den die junge Frau nicht erkennt, diese über ihre Pflicht, auf ihrem Posten auszuharren, d. h. in dem Hause, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen. Der Mann, der seine Frau beleidige, habe alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. „Ziehe sie denn die Hosen an seiner Statt an, und weder er noch ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben!" Standhalten, haushalten, ihr Haus halten! soll ihre Losung sein. In dem folgenden Kampfe kommt der König in Lebensgefahr, wird aber durch den Edelmut Crillons gerettet. Es ist die Szene, die auf der Gedenktafel am Friedrichsplatz verherrlicht wird, die der Dichterin mit die erste Anregung zur Abfassung gegeben haben wird. Eleonore wird Zeugin der großherzigen Tat und dankt dem Herzog dafür; sie weist aber seine Liebe zurück und kehrt, der Mahnung des Königs gehorsam, in ihr Haus, auf ihren Posten, zu ihrer Pflicht zurück, nachdem sie auf Nimmerwiedersehen von Crillon Abschied genommen hat. —

Auf Schloß Burgwerben spielt der Schlußakt, am Tage der Schlacht bei Roßbach. Eleonore hat ihren Posten eingenommen, sich äußerlich mit dem Grafen versöhnt, aber die Verwaltung des Gutes, die Leitung der Erziehung des Sohnes sich als ihre Pflicht und zugleich als ihr Recht ausbedungen. Selbst auf dem Gute zu bleiben, kann sie den Gemahl nicht bewegen, er will seinem Herrn, dem Könige von Polen, die Treue halten, ihm wichtige Papiere retten, besonders da die Schlacht anders ausgefallen ist, als er erwartete. Die siegreichen Preußen nahen, mit ihnen der schwer verwundete Herzog Crillon und der König selbst, der die Nacht im Schlosse verbringen will und seine Schülerin auf ihrem Posten revidiert. Er kann mit ihr zufrieden sein. Sein Urteil lautet: „Die Hosen passen Ihnen gut, Madame. Können Saloppe und Nebelkappe getrost nach Polen schicken. . . . Der Herr Graf von Fink wird seiner schönen Hausehre die Ehre seines Hauses danken lernen." —

Die Geschichte gibt der Dichterin den Stoff, der durch eine Reihe lokalgeschichtlicher Überlieferungen und Einzelzüge bereichert wird. Eine in der Heimat verbreitete Anekdote liefert den Konflikt, der

seine Steigerung dadurch erfährt, daß die Gräfin zur Preußin gemacht und somit der Gegensatz zwischen Preußentum und sächsischem Wesen hineingetragen wird und ein Gegenstück zu „Minna von Barnhelm" entsteht, an die übrigens auch im einzelnen manche Anklänge vorkommen. Die Handlung wird nicht auf die geschichtlichen Ereignisse aufgetragen, sondern sie durchdringt diese und macht sie sich dienstbar.

So entsteht Szene um Szene, Akt um Akt in reicher Fülle, so daß die Dichterin Mühe hat, den Stoff zu meistern. „Das Stück strotzt," sagt Homberger in seiner glänzenden Besprechung, „seinem inneren Gefüge und Gehalte nach von Gesundheit, Kraft und echter, wenn auch rauher Schönheit." Aber auch die Schwächen verschweigt er nicht: „So wohlgeboren es als Schöpfung eines echten Genius ist," fährt er fort, „so unvollkommen ist die Mache. Der Posten der Frau ist ein bedeutendes, aber nicht bühnenmäßiges Werk, das auf seinen Posten nur gelangen und seine Wirkung nur tun könnte, wenn ein praktischer Theatermann, ein eifriger Direktor, ein kunstliebender Intendant oder Regisseur sich seiner mit Verstand und Liebe annähme."

Die Schwäche ihres Werkes fühlte auch die Dichterin selbst und gestand sie ein, nicht, indem sie es schmähte und herabsetzte, sondern dadurch, daß sie mehr als an jedem ihrer anderen Werke arbeitete, feilte, Szenen umwarf und neue erfand, den ganzen Entwurf durch Weglassung oder Hinzufügung von Personen änderte — in den ersten Entwürfen erscheint auch der Magister Gutfreund auf der Bühne —, so daß sich außer der ersten Kladde acht verschiedene Entwürfe unter den Manuskripten finden. So viel Mühe und Sorgfalt verwendet man doch nicht auf eine gleichgültige, minderwertige Sache, sondern an das, was einem am Herzen liegt.

Auch ihre Freunde haben sich des Lustspiels angenommen, Erich Schmidt hat es begutachtet, die Ebner hat es bearbeitet, bis es endlich durch Vermittlung der Freifrau von Heldburg gelang, das Stück im Jahre 1883 am Meininger Hoftheater zur Aufführung zu bringen.

Obwohl man nach der Hauptprobe noch die beste Hoffnung auf einen Erfolg gehegt hatte, erfuhr das Lustspiel doch bei der Aufführung eine kühle Ablehnung beim Publikum. Louise von François war nicht zugegen; „Lieber kröche ich in ein Mauseloch. Es ist mir wieder einmal recht deutlich geworden, daß ich eine geborene Winkelnatur bin. Jede Berührung mit der Öffentlichkeit, das leiseste Streifen eines abenteuerlichen, wagehalsigen Scheins ist mir von Grund aus zuwider". Der Intendant schob die Schuld des Mißerfolges auf seine Scheu, genügend zu streichen und zu ändern, was ratsam gewesen wäre, da es, wie wir von Homberger gehört haben, tatsächlich viele Längen und nicht bühnengerechte Stellen enthält.

Diese Änderungen selbst später noch vorzunehmen, war die Dichterin nicht zu bewegen. „Es würde etwas anderes daraus, als ich im Sinne und in der Hand gehabt habe. Ich fühle, daß ich dazu nicht imstande sein würde, denn es wird mir erst jetzt ganz klar, daß das politische Motiv, das heißt der Gegensatz des herben, aber lebenskräftigen Preußentums zu dem schwankend gemütlichen, vaterlandslosen, mitteldeutschen Partikularismus in der engsten, menschlichen Verbindung personifiziert, das treibende Motiv der Novelle und darum späterhin des Stückchens gewesen ist. Ich wollte daher auch nicht sagen, daß die Liebe diesen Gegensatz ausgleicht, sondern daß die Pflicht es tut, die Pflicht, die der Zukunft die Bahn schlägt." Vielleicht geht Hombergers Wunsch doch noch einmal in Erfüllung, und „Der Posten der Frau" erlebt eine Aufführung, die auch den Wünschen der Dichterin nicht zuwiderläuft.

Auch sonst hatte sie ihre schriftstellerische Laufbahn abgeschlossen. Alle Aufforderungen, noch weiter zu dichten, die günstigsten Anerbietungen wies sie zurück. „Ich bin alt und müde, ich kann nicht mehr schreiben; ich habe genug gearbeitet und ruhe nun aus," war ihre stete Antwort, wenn man in sie drang.

In dem Alter, in dem der Beamte, ja selbst jetzt auch der Arbeiter zur Friedenszeit der Ruhe pflegen darf, legte auch sie die Feder nieder und trat damit in die letzte Stufe ihres Lebens ein.

Der stille Abendfrieden.

Lange Jahre der Ruhe und Muße waren der Dichterin noch vergönnt, aber es war nicht eine Zeit des Nichtstuns und Feierns, sondern die σχολή der Griechen, das Freisein von äußeren Geschäften, zugleich aber die eingehendste Beschäftigung mit der Wissenschaft.

Auch in diesen Jahren vertiefte sie sich in das Studium geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Werke, z. T. von großem Umfang. Durch ihre Freundin Mathilde Thümmel in Halle war sie mit dem Oberbibliothekar Hartwig bekannt geworden und wurde von ihm für die Wintermonate mit Lesestoff reichlich versorgt; ihren freundlichen Gönner und geistigen Speisewirt und Nährvater nennt sie ihn in den Briefen an C. F. Meyer. Dort erfahren wir auch die Titel der Werke, die sie in stillen Tages- und Abendstunden mit emsigem Bemühen und pflichtgetreu durchstudiert: Grezorovius, „Geschichte der Stadt Rom", Bernhardi, „Russische Geschichte" in acht Bänden, Burckhardt, „Die Kultur der Renaissance in Italien", Viktor Hehns „Italien", dazu Rankes, Treitschkes, Carlyles Werke sind nur eine Auswahl aus der Menge.

Mit Vorliebe wandte sie sich der Lebensbeschreibung zu, so Bluntschlis Lebenserinnerungen, und mit großer innerer Teilnahme verfolgte sie die Lebensgeschichte Jung Stillings, indem sie dabei Vergleiche mit Goethes „Dichtung und Wahrheit" zog.

Goethe blieb der Gegenstand ihrer Verehrung auch im Alter, und wenn es ihr irgend möglich war, besuchte sie die Tagung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Ihrer Natur getreu, hielt sie sich dabei von dem festlichen Treiben der Vorträge und Festessen fern und besuchte lieber allein die erinnerungsreichen Dichterstätten. Ludwig Geiger, der im Goethe-Jahrbuch Bd. XV. ihrer gedenkt, schildert ihre Erscheinung in diesen Tagen folgendermaßen: „Sie hatte nicht das Geringste, was an die berühmte Frau erinnert, und auch nichts von den unangenehmen Seiten des alten Jüngferchens; alles an ihr war schlicht und einfach. Ich erinnere mich noch, wie an einer Mittagstafel im Russischen Hof, an der sie bemerkt wurde, hervorragende Schriftsteller, die sich damals zusammengefunden hatten, Frankl, Franzos, Frenzel, Rodenberg, Spielhagen, Wichert, Wildenbruch nacheinander auf sie zutraten und ihr anerkennende Worte sagten. Sie wußte von allen und war in rührender Bescheidenheit erstaunt, daß alle von ihr wußten."

Während sie sich auch mit manchen Erscheinungen der französischen Literatur bekannt machte, blieb ihr die moderne deutsche Dichtung ziemlich fremd. Das zeigte sich, als zwei ihrer Vertreter aus dem Süden in freundlicher Begrüßung brieflich an sie herantraten, Marie von Ebner-Eschenbach und Conrad Ferdinand Meyer. Beide wurden durch Louisens Werke angeregt, an sie zu schreiben, von beiden hatte sie noch nichts gelesen, ja, noch nicht einmal ihren Namen gehört. In ihrer Wahrheitsliebe war Louise von François freimütig genug, es beiden zu bekennen. Aber gerade darum entspann sich zwischen der norddeutschen Dichterin und den Vertretern der Schweizer und der österreichischen Dichtung ein reger Briefwechsel, der bald zu einem innigen Freundschaftsbunde werden sollte. Auch persönliche Begegnungen knüpften sich daran an, die keine Enttäuschung brachten, sondern das Band noch fester knüpfen ließen.

Die Ähnlichkeit in dem Wesen und Wirken der beiden Dichterinnen ist auffallend. In einer jüngst erschienenen Biographie der Ebner kann man seitenlang den Namen Louisens einsetzen, so daß auch ihr Werden und Wesen geschildert wird, ohne daß man auf Schwierigkeiten irgend welcher Art stößt. Es waren, wie Bettelheim treffend sagt, zwei gleich „großdenkende, wahrhaft vornehme Naturen", die sich „in inniger Freundschaft und Seelenharmonie" zu einander fanden. Die Echtheit der Freundschaft erweist sich bei der ernsten und strengen Kritik, die Louise von François an den Werken der Freundin übt, und die diese dankbar aufnimmt. Anderseits nimmt die Ebner den

„Posten der Frau" vor und möchte helfen, ihn bühnengerecht zu gestalten. Wie hoch die letztere die Kunst der Freundin einschätzt, zeigt ihr Ausspruch, daß sie mit Freuden alle ihre Werke für die einzige Reckenburgerin hingeben werde. Und nicht mit Unrecht, denn die Kunst der François ist die tiefere, wenn sie in der Form auch vielleicht nicht die Vollendung erreicht hat.

Nicht minder herzlich gestaltet sich der Gedankenaustausch zwischen Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ihr gegenüber tritt er aus seiner sonstigen Zurückhaltung heraus, läßt sie an seinen häuslichen Freuden und Leiden teilnehmen vertraut ihr „unter dem Siegel der Mansarde" seine literarischen Pläne an und nimmt ihren Rat oder ihre Kritik entgegen, mit der sie ebenso wenig spart, wie Marie von Ebner-Eschenbach gegenüber. Zumeist aber ist sie für ihn und seine Kunst begeistert, und wie sie in ihm den größten der damals lebenden Dichter erblickt, möchte sie ihn auch zu den höchsten Aufgaben begeistern.

Für uns aber sind diese beiden von Bettelheim mustergültig herausgegebenen Briefsammlungen nicht nur schätzenswerte Quellen für das Leben der Dichterin, da sie darin auf alle Stufenjahre ihrer Entwicklung zu sprechen kommt, sondern auch Zeugnisse wahrer Dichterfreundschaften und ein wichtiger Abschluß der dichterischen Tätigkeit der François. Man denke sich die Briefe der beiden aus ihrem Leben hinweg, und man empfindet sofort eine noch größere Einsamkeit für die Dichterin, als es sonst schon der Fall ist. In sich selbst fühlt sie den Quell der Dichtung versiegt, sie lehnt ganz entschieden jedes weitere eigene Wirken ab, aber sie ist erfreut, an dem Schaffen der Freunde teilnehmen zu dürfen, anzuregen, zu raten, zu helfen. So empfindet sie auch in den Tagen der Altersruhe Schaffensfreude, und in ihre Einsamkeit fällt ein Lichtstrahl, der ihren Lebensabend vergoldet und zu einem glücklichen gestaltet.

Aber wenn auch Louisens von François Dichterleben durch die Freundschaften in Alterstagen seinen wunderbaren Abschluß fand, die Bedeutung ihres Wirkens fällt doch in die Zeit ihres eigenen dichterischen Schaffens, beruht auf ihren Novellen und Romanen.

Lange bevor die Heimatkunst zur Losung geworden war, hat sie diese gepflegt, hat wunderbare Bilder geschaffen, die nicht nur die äußere Umwelt der Heimat wiedergeben, sondern Landschafts- und Volkscharakter in voller Tiefe umfassen. Das gilt vor allem für ihre engere Heimat, die Provinz Sachsen, aber auch selbst für Westfalen, das ihr nur so kurze Zeit ein Heim geboten hatte. Damit erfüllt sie zugleich eine andere Forderung, die nach der Lebenswahrheit. Sie schaute in das Leben mit klarem Auge, das durch das Studium der Geschichte geschärft war, und hat so Anteil an dem Realismus in der Kunst, der durch die großen Erzähler geschaffen war. Darum fin-

den sich so viel Ähnlichkeiten zwischen ihr und G. Freytag, so daß die Begeisterung des letzteren für ihre Kunst leicht erklärlich erscheint; dazu mag ihn ihre maßvolle und aristokratische Natur insbesondere angezogen haben. Zu dem Reichtum der Gedanken, die vielfach in durchaus sentenzenhafter Form auftreten, gesellt sich weiter die Tiefe der Weltauffassung, indem sie in ihren Werken „die Möglichkeit der befreienden, erlösenden, sühnenden Tat" verkündet. Endlich offenbart sie einen ausgesprochenen Familiensinn in fast allen ihren Romanen, in dem das fürsorgliche, mütterliche Herz, das ihr eigen ist, zum Ausdruck kommt. Treffend charakterisiert diesen Zug Szczepanski im „Daheim", wenn er sagt: „Was an Liebesfülle in dem Herzen des alten Fräulein von François gelegen, an Opfermut und Pflichttreue von ihr während eines langen Lebens betätigt ist, das innerste Wesen der einsam und scheinbar vereinsamt lebenden Greisin tritt in den Müttern ihrer Romane — der Frau Erdmuthe in den „Zwillingssöhnen", der Frau Hannah in den „Stufenjahren" und der Frau von Reckenburg entgegen. Verdankten wir der Dichterin nichts, als die Gestalten dieser anbetungswürdigen Mütter — wir verdankten ihr viel."

Das, was als Mangel ihrer Dichtkunst oft vorgeworfen wird, die nicht scharf genug durchgeführte Komposition, die das Dilettantenhafte verriete, beruht auf ihrer weiblichen Natur, die doch hinwieder auch viele männliche Züge zeigt. Aber gerade in ihrer weiblichen Natur liegt ihre Größe, die Ursprünglichkeit der Anschauung, die den Leser packt und nicht wieder losläßt. Doch es liegt mir fern, die ganze Kunst der François auf eine Formel bringen zu wollen. Wer ihre Schriften zur Hand nimmt, wird immer auf seine Rechnung kommen, und es steht zu erwarten, daß der 100. Geburtstag den Anlaß geben wird, daß auch ihre verschollenen Schriften der Leserwelt wieder zugänglich werden. Ihren Siegeslauf hat sie schon begonnen.

Ihr äußeres Leben aus dieser Zeit ist bald erzählt. Ihre Verhältnisse hatten sich so gestaltet, daß sie, wenn nicht im Überfluß — dazu waren die Honorare damals zu niedrig — so doch ohne Sorgen leben konnte. Mit großer Freude machte sie ihre Reisepläne und führte ebenso freudig einen „Sauser" nach Tirol oder der Schweiz aus, begnügte sich aber auch gern mit einem Aufenthalt in einem deutschen Bade. Nach Italien, dem Lande ihrer Sehnsucht, ist sie nicht gekommen. Als sie an der Pforte stand, schreckte sie die dort herrschende Cholera zurück.

Bei ihrem ausgeprägten Familiensinn nahm die Sorge um ihre Brüder und deren Familie die hervorragendste Stelle ein. Wie rührend ist ihre Teilnahme an den mancherlei Leiden, von denen jene betroffen werden, wie freundlich tröstet und ermutigt sie in solchem Falle, wie klagt sie, als nach den Eltern auch die drei Brüder

Der Stiefvater und die Mutter der Dichterin im Alter.

Die Grabstätte der Dichterin.

vor ihr dahingehen, welch' zärtliche Sorgfalt bringt sie dem heranwachsenden Geschlecht, den Nichten und dem kleinen Neffen entgegen!

Aber ebenso besorgt ist sie für ihre Armen und Bedürftigen; von ihren nicht allzu bedeutenden Mitteln spendet sie gern und für ihre Verhältnisse reichlich. Niemals ist jemand, der ihre Hilfe anrief, ungetröstet und unbeschenkt von ihr gegangen.

Zu den Persönlichkeiten, die ihr im Alter nahe standen, gehörten außer den Verwandten auch die Freunde aus der Jugendzeit in Halle, die sie jedes Jahr zu besuchen pflegte. Sie waren es, die die Dichterin zu bewegen suchten, Weißenfels zu verlassen und dauernd zu ihnen zu kommen. Aber sie blieb der Heimat treu. Ihr Heimatgefühl, das mehrfach hervorgehoben ist, die Macht der Gewohnheit, die Einsamkeit, an die sie seit Jahrzehnten gewohnt war, und vor allem das Unabhängigkeitsgefühl, hielten sie in Weißenfels fest. Als Oberbibliothekar Hartwig sie zu einer Übersiedlung bewegen wollte, führte sie ihn ans Fenster und zeigte ihm den Blick auf die Saale und die gegenüberliegende Insel und fragte, ob sie das alles aufgeben könnte. „Alleinechen" machte sie stundenlang ihren Spaziergang besonders in den Anlagen im „Bade", eine Blume in der Hand haltend und ruhend, wenn die Müdigkeit über sie kam.

Von den Gebrechen des Alters blieb sie nicht verschont. Zuweilen stellten sich kleine Leiden ein, doch hat sie ihre geistige Frische und Empfänglichkeit bis ins hohe Alter bewahrt. Nach ihrem 70. Geburtstage, der ihr viele Ehren, darunter eine Begrüßung der österreichischen Dichterschaft brachte, — sie verlebte ihn auch bescheiden allein am Rhein — traten größere Beschwerden auf, besonders ein Augenleiden, „ein Stärlein", wie sie scherzend sagte, der sich aber auf ein Auge beschränkte, so daß sie von dem Schicksal des Stiefvaters, der völligen Erblindung, bewahrt blieb.

Im September 1893 erkrankte sie an einem Magenleiden, das auch die treue Hilfe des im Hause wohnenden Arztes nicht heben konnte, und am Morgen des 25. September schlummerte sie sanft in die Ewigkeit hinüber.

Schlicht und einfach, wie sie gelebt hatte, war auch ihre Beisetzung, die in früher Morgenstunde am 28. September stattfand. Trotzdem manchen, der ihr nahe gestanden hatte, die Trauerkunde nicht erreicht hatte, waren außer den Verwandten auch Freunde und Freundinnen, teilweise aus weiter Ferne, herbeigeeilt, um der Dichterin die letzte Ehre zu erweisen.

Das „Weißenfelser Kreisblatt" berichtet am 29./9. 1893 über die Feier:

„Im Trauergefolge befanden sich die Spitzen der Behörden und Mitglieder des Weißenfelser literarischen Vereins, der einen prachtvollen Kranz am Sarge der Heimgegangenen hatte niederlegen lassen.

Der Leichenrede, die dem von echter Menschenliebe durchdrungenen Charakter der Verstorbenen, wie deren hoher geistiger Begabung gleichermaßen gerecht wurde, hatte Oberprediger Sup. Vogel das Paulinische Wort zu Grunde gelegt: „Die Liebe höret nimmer auf". Schüler der obersten Klasse des Progymnasiums trugen die von teilnehmenden Freunden reichlich gespendeten letzten Liebesgaben." Einen unvergänglicheren Kranz hat ihr ihre Cousine und Freundin Clotilde von Schwartzkoppen geb. von François gewidmet in folgendem Nachruf:

Louise von François letztes Geleit.

Einsame Greisin in der Mansarde,
Große Seele im schlichten Kleid,
Reiner Tränen heilige Narde
Fließet bei deinem letzten Geleit.

Trüb' ist der Morgen, doch Lebensregung
Zeigt schon dein kleiner Heimatsort,
Langsam setzt sich der Zug in Bewegung —
Hier ein Flüstern — ein Schluchzen dort.

Aber heller mit jedem Schritte
Wird der Weg nach dem Friedhof hinauf,
Über des Städtchens freundlicher Mitte,
Über der Saale heiterem Lauf.

Und mir ist, als säh' ich dich schreiten
Still und verklärt deinem Sarge voran,
Jammerndes Volk an des Weges Seiten
Blickest mit Geisteraugen du an.

Kanntest sie wohl, die Blöden, die Armen,
Die du gelabt und getröstet so gern,
Aber jetzt bleiben Not und Erbarmen
Hinter dir — höher weiset dein Stern.

Teilet die letzten Nebelwände,
Heißt dich betreten die „Obere Stadt",
Nach deren lichtumfloss'nem Gelände
Stets dein Geist sich gesehnet hat,

Als du noch unten in einsamer Klause
Nächtens sahst nach den Sternen empor
Und deine Seele im Erdgebrause
Nimmer die göttliche Spur doch verlor.

Bist nun am Ziele. Der Zeitlichkeit Sorgen
Fliehen dahin wie Gebilde der Luft,
Und ein ewiger goldener Morgen
Taget verheißend an deiner Gruft.

Zum Schlusse folge die Charakteristik, die eine andere Verwandte, die der Dichterin nahestand, Hedwig Bender, in ihrem Lebensbilde entwirft: Louisens Persönlichkeit war von edler und vornehmer Art. Sie war großmütig, einfach, stolz, bescheiden, wie großdenkende und wahrhaft vornehme Menschen es sind — eine stolze Natur und eine innerlich freie, zurückhaltend, lieber gebend als nehmend, wahrhaft, gewissenhaft, unparteiisch, von Gerechtigkeits- und Unabhängigkeitsliebe beseelt — alles in allem mehr spröde, als weich geartet und mehr zur denkenden, objektiven, als zur gefühlsmäßigen Betrachtung der Dinge geneigt. Ursprünglich muß etwas Strenges, Herbes, ein Zug von verhaltener Leidenschaftlichkeit, wie er sich häufig bei tieferen Naturen findet, in ihrem Charakter gelegen haben; später hatte ihr Wesen sich zu heiterer Ruhe, ihr Denken sich zu milder Weisheit geklärt. Bewundernswert ist mir immer die ruhige Würde, die schlichte vornehme Gelassenheit erschienen, mit der sie so manches Mißgeschick, so manche drückende äußere wie innere Beschränkung, die das Schicksal ihr auferlegte, ertrug. —

Es hieße die trefflichen Worte abschwächen, wenn man ihnen noch etwas hinzufügen sollte. Doch soll die Dichterin wie so oft im Verlaufe unserer Darlegungen noch zum Worte kommen: In „Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen" sagt sie: „Es liegt in der Frauenseele ein Hort, der unter den Schlägen des Schicksals nicht zertrümmert, sondern nur immer stärker seine Hüllen sprengt; wo Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen sind, wo es eine Bürde zu teilen gibt, da steht aufrecht die Liebe, welche ihre Freuden begraben hat." Und in der Reisenovelle „Zu Füßen des Monarchen" heißt es: „Fuß fassen im Grunde und ein klarer Höhenblick, ist das nicht bestenfalls die Summe unseres Erdenlebens?" In diesen beiden Worten gibt sie uns selbst den Abschluß ihres Charakterbildes. —

Was aber ihr hochverehrter Goethe dem Dichterfreunde nachrief, sei in geringer Abänderung des Wortes die Mahnung zu ihrem 100. Geburtstage:

„So feiert sie! Denn was der Frau das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Literatur.

(Die mit einem * bezeichneten Werke sind eingesehen und benutzt.)

Biographie und Nachrufe.

* Louise von François, Schauen und Hörensagen aus meinen Kindertagen. (Manuskript im Weißenfelser Museum.)

* Hedwig Bender, Luise von François. Heft 208 der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter) 1894.

* Clotilde von Schwartzkoppen, Louise von François. Ein Lebensbild, in „Vom Fels zum Meer" 1894 II. Bd. S. 193—198.

* Otto Hartwig, Zur Erinnerung an Louise von François, in der „Deutschen Rundschau" Jahrgang XX. 3. 1893, S. 456—461.

* Marie von Ebner-Eschenbach, Nachruf für Louise von François in „Neue Freie Presse" Nr. 10 597 1894 v. 23. Februar.

* Marie von Ebner-Eschenbach, Nachruf für Louise von Erinnerungsblätter, in „Velhagen und Klasings Monatsheften". Jahrgang VIII. 1893/94, Heft 7. März 1894, S. 18—30.

* Paul von Szczepanski, Louise von François †, im „Daheim", XXX. Jahrgang 1894. Nr. 6 vom 11. November 1893.

* Ludwig Geiger, Nachruf für Louise von François in der Chronik des Goethe-Jahrbuchs Bd. XV., S. 302 ff.

Ellinger, Louise von François, in der „Nation" (Beilage) XI. S. 59—61 vom 4. Oktober 1893.

Emma Lauter-Richter, Louise von François, in „Über Land und Meer". 1871. S. 98.

Reinhard Buchwald, Louise von François, „Bonner Zeitung" 1913. Nr. 316.

Einleitungen zu Einzelwerken.

* Joseph Kürschner, Louise von François, Einleitung zu „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen". Collektion Speman Nr. 1.

* W. A. Hammer, Einleitung zu Louise von François' „Eine Formalität" in Graefers Schulausgaben klassischer Werke. B. G. Teubner, Leipzig, S. X—XIII, XV. S. 2.

* F. Dörr, Louise von François, Einleitung zu „Fräulein Muthchen und ihr Hausmaier" in den „Wiesbadener Volksbüchern" Nr. 14.

Literaturgeschichten.

* Franz Brümmer, Allgemeine deutsche Biographie: Louise von François 48, 682 1904.

* Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts, Volksausgabe, S. 293 f., Louise von François, Berlin 1912. Georg Bondi.

* Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. III. S. 375—380. Louise von François.

* Heinrich Spiero, Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. S. 40—45, in „Natur und Geisteswelt" Nr. 390. B. G. Teubner in Leipzig 1913.

Briefe.

* Fanny Tarnow, Briefe an Louise von François 1837—1862 (ungedruckt, im Weißenfelser Museum).

* Briefe bedeutender Schriftsteller und Verleger an Louise von François (ungedruckt, im Weißenfelser Museum).

* Anton Bettelheim, Marie von Ebner-Eschenbach und Louise von François in der „Deutschen Rundschau", Jahrgang 1900, 1. Heft, Oktober S. 104—119, wieder abgedruckt und erweitert in

* Anton Bettelheim, Marie von Ebner-Eschenbach, Biographische Blätter V, Ein Briefwechsel mit Louise von François, S. 102—125, 138, 213. Berlin 1900, Gebrüder Paetel.

* Anton Bettelheim, Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Berlin, Georg Reimer 1905.

* Fedor von Zobeltitz, Briefe deutscher Frauen. S. 513 bis 537, Louise von François, kurzes Lebensbild und Auswahl aus dem Briefwechsel mit C. F. Meyer. Berlin-Wien, Ullstein u. Co. 1910.

Besprechungen einzelner Werke.

* Gustav Freytag, Rezension der letzten Reckenburgerin im „Neuen Reich" 1872, Nr. 8, wieder abgedruckt in den „Vermischten Schriften", herausgegeben von E. Elster, I. Bd. Leipzig 1901, Hirzel.

Poppenberg über Louise von François' „Die letzte Reckenburgerin" im „Magazin für Literatur des In- und Auslandes". LXII 644/65.

* Elisabeth Lorentzen, Ein deutsches Frauenbuch zur Erinnerung an Louise von François (mit biographischen Mitteilungen) in der „Neuen Christoterpe" XXIII. Jahrgang, S. 126—139. Halle a/S. und Bremen C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung 1902.

A. Frey, Besprechung von „Phosphorus Hollunder" in der „Literarischen Rundschau", Bd. XXVII, Heft 9, Juni 1881.

* Heinrich Homberger, „Der Posten der Frau" in Nord und Süd. 1882, wieder abgedruckt in H. Hombergers Essays, Berlin W. Hertz. (Besser) 1892.

* Reinhard Buchwald, Nachwort zu „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne". S. 414—426. Insel-Verlag zu Leipzig.

* Elisabeth Krause, Louise von François, in den Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann, 10. Jahrgang (1915), Heft 5/6. Verlag Friedrich Cohen-Bonn.

Zur Geschichte der Familie von François.

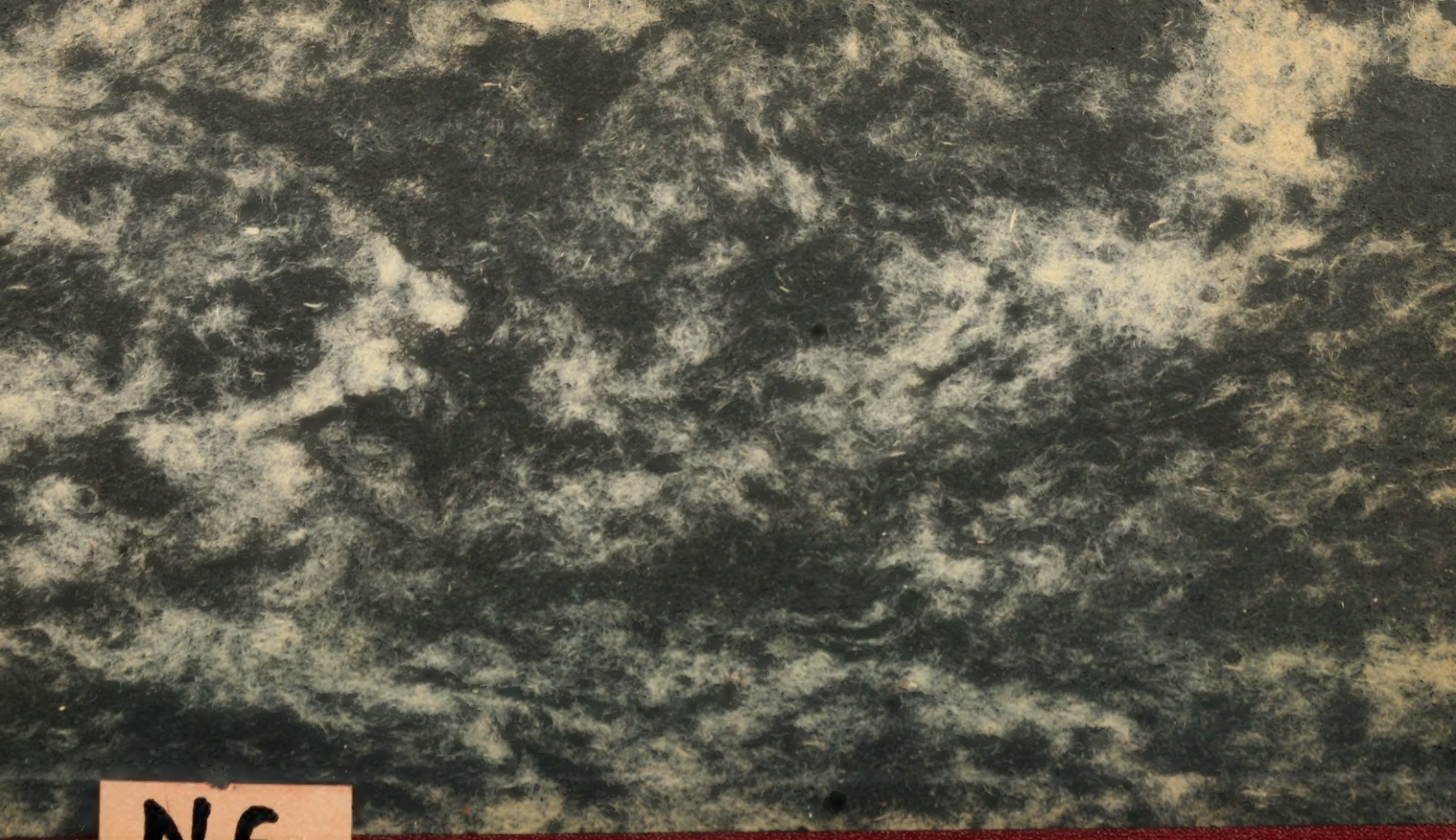
* Clotilde von Schwartzkoppen, Karl von François, Ein Soldatenleben. Vierte und fünfte Auflage. Berlin 1910. Verlag von Eisenschmid, Verlagsbuchhandlung für Militärwissenschaften. Im Offizierverein.

Buchdruckerei Leopold Keil, Weißenfels.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1865
F2Z86
Schroeter, Ernst
Louise von Francois



NF